

Illustrirte Frauen-Zeitung.

Ar. 46.

Wöchentlich eine Nummer.
Vierteljährlich 2½ M.

— Berlin, 11. November 1888. —

Große Ausgabe mit
allen Kupfern: 4½ M.

XV. Jahrg.

Die Last des Goldes.

Novelle von Balduin Grollier.

(Fortsetzung.)

5.

Es war sehr spät in der Nacht, als Verlewitz seinen Brief aufgesetzt und nach vielen Correcturen in's Reine geschrieben hatte. Nichtsdestoweniger stand er zeitig am Morgen auf und übergab seinen Brief einem ihm bekannten, verlässlichen Dienstmanne zur Beforgung.

Nach einer Stunde schon hatte er die Antwort in der Hand. Sie regte ihn mächtig auf, denn sie weckte

stürmische Hoffnungen in seiner Brust. Mit flüchtiger Schrift hatte Geraldine eine Zeile geschrieben: „Ich erwarte Sie um zehn Uhr im Künstlerhause“. Auf diesen in sichtlich Erregung hingeworfenen Zügen ließ er seine Augen unverweilt ruhen, bis die Buchstaben in wirrem Wirbel vor ihm zu tanzen schienen.

Das war ja ein ganz unerwarteter Erfolg, — ein regelrechtes Stelldichlein! Und doch, wenn er Alles wieder überdachte, wagte er es nicht, des Erfolges froh zu sein. Das Nächstgelegene wäre gewesen, ihn zu einem Besuche einzuladen, ihn zu ermuntern, daß er der Mutter Geraldinens beichte, und nun statt dessen eine heimliche Zusammenkunft! Jetzt schien ihm die Antwort wieder deusam und unklar wie ein delphischer

Orakel-Spruch. Geraldine, die besonnene, die gute, stille Geraldine nimmt ihre Zuflucht zu einem so lähnen Auswege, — er konnte sich das nicht erklären.

Er gab aber das Nachdenken bald auf, als er sah, daß nichts dabei herauskam, und begab sich schnurstracks zum Künstlerhause, wo er wartete, bis die Ausstellungsräume geöffnet wurden. Er war der erste Besucher im Hause, und selbst, als Geraldine pünktlich um zehn Uhr eintrat, waren nur wenige vereinzelt Gäste in den Sälen zerstreut.

Verlewitz ging ihr entgegen, und sie reichte ihm die Hand. Sie war verschleiert, aber er sah, daß sie bleich war, und daß ängstliche Erregung sich fieberisch in ihren Augen spiegelte. Eine tiefe Innigkeit überkam ihn, als



In Erwartung. Von H. Gonadam. — Siehe Seite 109.

er sie so vor sich sah, und als er fühlte, wie ihre Hand in der seinen zitterte. Durch ihren Handschuh fühlte er das Leben in dieser bebenden Rechten, und ihm war, als müßte er sie in seinen eigenen Händen pressen, bis daß sie aufschreien sollte.

„Seien Sie nicht böse,“ begann Geraldine leise, aber immer mehr Sicherheit gewinnend, „daß ich Sie so verstoßen hierher beschieden habe.“

„Ich Ihnen böse sein! Ich Ihnen? Wo Sie mir solche Gunst erweisen!“

„Nicht so, Herr von Berlewitz. Wenn ich Ihnen wirklich eine Gunst erweisen dürfte, dann hätte es öffentlich geschehen können. Ich kann nicht, ich darf nicht.“

Sie standen jetzt vor einem großen Seesturme eines Düsseldorfer Meisters, und Berlewitz dachte sich, wie wohl es jenen armen Schiffbrüchigen im schwankenden Rahne zu Muthe sein müsse im Vergleiche zu ihm.

„Sie sollen nicht böse sein,“ fuhr Geraldine fort, indem sie in Theilnahme und Güte zu ihm aufblickte. „Sie sollen nicht böse sein, denn ich bin Ihnen gut.“

Berlewitz schüttelte traurig den Kopf. In einem Augenblicke war ihm die ganze Hoffnungslosigkeit seiner heißen Wünsche aufgegangen. Mit dem Feingefühl der Liebe hatte er es herausgefunden, ohne daß noch ein entscheidendes Wort gefallen wäre, und er wußte, daß auch tausend Worte ihm nicht mehr Klarheit bringen könnten.

„Ich bin Ihnen wirklich gut,“ wiederholte Geraldine. Berlewitz neigte das Haupt, wie um zu danken für die Gnade.

„Sie glauben mir nicht?“

„Ich glaube Ihnen, gnädigstes Fräulein. Sie wissen, was ich für Sie empfinde. Sie halten mich auch für einen redlichen Menschen, dem man vielleicht gut Freund sein kann, und dem man wohl Vertrauen schenken darf.“

Geraldine sah ihn lächelnd an; ihr Antlitz hatte wieder die gewohnte blühende Farbe gewonnen.

„So ist es. Warum machen Sie so ein düsteres Gesicht? Wollen Sie nicht mein Freund sein?“

Berlewitz starrte auf den Seesturm; er hätte jetzt um keinen Preis ein Wort hervorgebracht.

„Ich habe Sie hierher gebeten,“ nahm Geraldine wieder das Wort, „um Ihnen zu danken, daß Sie vertrauensvoll erst mir geschrieben haben, bevor Sie meine Mutter in Unruhe versetzten, und dann, um Sie zu bitten, darauf bedacht zu sein, daß meine gute Mutter überhaupt nichts von dem ganzen Zwischenfalle erfahre.“

„Zwischenfall!“ murmelte Berlewitz bitter vor sich hin.

„Legen Sie das Wort nicht auf die Goldwaage; auch mir ist's mehr, als ein Zwischenfall. Ich werde mein Leben lang eine dankbare Erinnerung dafür bewahren, daß Sie so lieb und gut mit mir waren.“

„Sie wollen nicht die Meine werden?“

„Ich kann es nicht.“

„Ich soll alle Hoffnung aufgeben?“

„Herr von Berlewitz, wie elend müßte ich sein, und wie müßten Sie mich verachten, wenn ich sagen wollte: kommen Sie über's Jahr wieder, und fragen Sie noch einmal an, dann wollen wir sehen! Nein, ich will Sie weder kalt stellen, noch warm halten. Ich weiß, ich könnte vielleicht nichts Besseres und Vernünftigeres thun, als Ja zu sagen, und Jeder, der es wohl mit mir meint, müßte mir zureden, und darum will ich auch nicht, daß meine Mutter und die Baronin erfahren, wie unvernünftig ich handle. Ich würde sie erzürnen und ihnen Kummer bereiten. Ich weiß das Alles und kann doch nicht anders handeln.“

„Und warum nicht?“

„Ich kann nicht!“ Die Thränen traten Geraldine in die Augen, als sie weiter sprach: „Ich bin ein armes Mädchen, das von Rechts wegen Gott danken sollte, wenn ein Mann, wie Sie, ihm die ganze zukünftige Lebensbahn ebnen will, — und es wird mein Unglück sein, ich werde allein und einsam bleiben, — und ich kann doch nicht. Warum sind Sie so niedergeschlagen? Was verlieren Sie an mir?“

„O, Geraldine, was wissen Sie davon!“

„Ich weiß genug von der Welt. Sie finden leicht eine andere, eine bessere und schönere Frau, und eine, die nicht so arm ist, wie ich. Sie haben keinen Grund zu trauern.“

„Ich würde Sie so lieb haben, Geraldine!“ Berlewitz sah den Seesturm nur noch wie durch einen Schleier. Er fürchtete, seine Haltung nicht länger bewahren zu können, und schickte sich zum Ausbruch an.

Er streckte Geraldine die Hand entgegen und sagte: „Leben Sie wohl, gnädigstes Fräulein. Wenn — wenn Sie ja . . .“ Er konnte nicht weiter sprechen.

Geraldine blickte mit thränenumflortem Auge zu ihm auf, und in ihrem Blicke lag etwas wie eine Bitte, daß er sich doch das nicht so nahe gehen lassen möchte. Ihr selbst war es zu Muthe, als müßte sie ihm um den Hals fallen und ihm es weinend abbitten, daß ihr dummes, thörichtes Herz nichts wissen wollte von der großen, einzigen, echten Liebe für sie.

Berlewitz drückte ihr die Hand.

„Leben Sie wohl, Geraldine, und mögen Sie glücklicher sein, als ich es sein werde.“

Geraldine schüttelte traurig den Kopf.

„Ich werde nicht glücklich sein!“

Berlewitz eilte davon, und Geraldine sank auf die rothjannetne Bank vor dem Seesturme und drückte das Taschentuch vor die Augen. —

Der Lieutenant begab sich in sein Hotel und ordnete an, Alles für seine Abreise herzurichten, dann ging er zu Brant, um sich von diesem zu verabschieden.

Brant, der eben wieder mit seinem Secretär „arbeitete“, war nicht wenig erstaunt über die Pöflichkeit dieses Entschlusses. Er entließ seinen Secretär und forderte Berlewitz auf, zu beichten.

„Starke Spiel-Verluste?“ inquirirte er. „Du weißt doch, daß Du auf mich zählen kannst!“

„Es ist ernst,“ sagte Berlewitz traurig.

„Doch kein Unglück, um Gottes Willen!“

„Die kleine Feldern hat mir einen Korb gegeben, aber ich bitte Dich, sage Niemandem etwas davon, am allerwenigsten ihrer Mutter oder der Baronin.“

Brant versank in tiefes Sinnen, während Berlewitz schlicht und treu die Geschichte seines kurzen Liebes-traumes erzählte. Als er mit seiner Erzählung zu Ende war, konnte er es nicht hindern, daß ihm die hellen Thränen über die sonnengebräunten, mit Sommersprossen übersäten Wangen liefen.

„Sei so gut,“ sagte er dann, „und erzähle auch Niemandem, daß Du mich so jammern gesehen hast. Ich kann nichts dafür; die Thränen fließen von selber.“

Brant umarmte seinen Freund und sagte ihm lächelnd:

„Mach' Dir nichts d'raus, mein Junge. Diese Thränen entehren Dich nicht. Ich beneide Dich fast, trotz der Thränen oder richtiger, um dieser Thränen willen. Wenn ich so weinen könnte!“

„Dann könntest Du was Recht's!“ erwiderte Berlewitz, sich die Augen trocknend und vor dem Spiegel forschend, ob keine verrätherischen Spuren auf dem Gesichte zurückgeblieben seien.

„Ich möchte nicht irebeln,“ fuhr Brant fort, „aber ich gäb' was d'rum. Ich wüßte nicht, was auf der Welt mich so bewegen könnte. Mich beherrscht nachgerade die kolossalste Gleichgiltigkeit für Alles und Jedes, und dieses Gefühl der „höchsten Würstigkeit“ ist das elendeste, das ich kenne. Ich begreife den Spleen der reichen Engländer; ja, ich begreife ihn nicht nur, ich fürchte, er hat mich schon. Ich kenne nichts Schrecklicheres, als die Blasirtheit. Hohlen Kopf und hohles Herz! Freund, mir graut! Ich möchte mit Dir tauschen!“

Berlewitz war durchaus nicht in der Stimmung, sich jetzt auf abstracte Discussionen einzulassen. Er zuckte die Achsel zu Brant's Erörterungen und machte darauf aufmerksam, daß der Zug in einer Stunde abgehe. Brant ließ einspannen, und dann fuhren sie noch einmal in's Hotel und von dort nach dem Bahnhofe. Sie waren knapp zum Abgange des Zuges gekommen, — eine rasche und herzliche Umarmung, und die Trennung war vollzogen.

Brant sah dem davonbrausenden Zuge traurig nach. Sein armer Freund, der da mit wunden Herzen davonfuhr, that ihm in der Seele leid, und doch, er konnte sich nicht helfen, er mußte Jenen trotz seiner Schmerzen für den Glücklicheren halten. —

6.

In der nächsten Zeit beschäftigte sich Brant im Geiste viel mit dem Liebeskummer seines Freundes. Er bedauerte Berlewitz, aber ihm wollte der Gedanke nicht durch den Kopf, daß er trotz alledem Grund habe, ihn zu beneiden. Berlewitz hatte doch Etwas, woran sein Herz hing, und das war es, was ihm fehlte. Eine öde Gleichgiltigkeit für Alles auf der Welt hatte sich seiner bemächtigt, und er fühlte, daß er auf die Dauer nicht im Stande sein würde, diesen entsehligen Seelenzustand zu ertragen. Die Langeweile ist der grimmigste Feind der Menschheit, und ihm war die Langeweile in ihrer furchtbarsten Gestalt erschienen. Wie der entmannende Hauch eines heißen Wüstenwindes legte sie sich auf sein ganzes Dasein, jede Blüthe verdorrend, jedes frische Grün ertödtend, — sein ganzes Leben lag in trostloser Verödung vor ihm.

Was die überwiegende Mehrheit der Menschheit, leuchtend unter der schweren Frohn-Arbeit des Lebens, in ewig ungestillter Sehnsucht brünstig erstrebt, Glanz, Reichthum, Ueberfluß, das lag Alles offen vor ihm; er brauchte nur die Hand auszustrecken, um das zu greifen, was Millionen von verlangenden, ringenden, kämpfenden Menschen ewig unerreichbar bleibt; alle Freuden und Genüsse des Lebens waren ihm zugänglich, und in ihm regte sich kein Verlangen, nichts, nichts, als ein unsäglicher, das Leben vergiftender Ekel.

Ein Hungeriger sieht mit Oier auf die reich besetzte

Tafel des Lebens, aber er war satt, er war übersättigt, und er hatte nur noch eine Sehnsucht: den Hunger.

Im Hunger liegt das Glück! Das war für ihn der Schluß aller Weisheit. Der ganze Kreislauf des Menschen-Schicksals erschien ihm im Bilde der Schlange, die sich in den Schwanz beißt. Das größte Elend der gequälten Creatur auf Erden ist der Hunger, und auf den glänzenden Höhen der Menschheit gelangt man zu dem tragischen Schlusse der Lebens-Weisheit: im Hunger liegt das Glück. —

Da er aus eigener Erfahrung die Erkenntniß gezogen hatte, wie gering die wahrhaft beglückende Kraft des Goldes sei, erfüllte ihn eine tiefe Verachtung der Menschen, die um ihn herum in wilder Hast dem Golde nachjagten.

Es kam ihm nicht zum Bewußtsein, daß seine ganze Philosophie eine brüchige war. Er war im Reichthume aufgewachsen, er kannte nur diesen als sein Lebens-Element, und hatte den rechten Maßstab verloren oder ihn überhaupt nie besessen. So mag in einem verborgenen Erdwinkel ein Mensch Betrachtungen anstellen über die reglose, tiefe Stille in der Natur, derweilen, ihm unbewußt, die donnernde Musik der Sphären das All durchdröhnt. Er hört die elementaren Klänge nicht, weil sie von Aeonen zu Aeonen fortönen, ohne jemals zu verstummen. Sie tönten, als er das Licht erblickte und sie tönten, da er das Auge schließt für ewig, — und weil sie ewig und abwechselungslos da sind, sind sie nicht da für ihn.

Brant war in der Atmosphäre des Reichthums erzogen worden, und darum hatte er gut, den Reichthum verachten, — er kannte die Armuth nicht. Er bedachte nicht, daß das hungrige Volk dem Golde doch nicht bloß um des Goldes willen nachjagt, sondern daß das Gold, das ihm in seinen jetzigen Stimmungen nur eine Last bedeutete, für andere Sterbliche auch eine Entlastung sein konnte, und daß die ganze wilde Jagd menschlich entschuldbarer wird durch die begreifliche Sehnsucht, sich die Lebensbürde zu erleichtern.

Wenige Tage nach seinem Abschiede von Berlewitz sah Brant in der Oper von seinem Sitze aus die Baronin Kogler mit Geraldine in einer Loge. Der Anblick Geraldinens regte ihn eigenthümlich an. Wie sie in ihrer prangenden, jugendfrischen Schönheit darsaß, glitt von ihr ein warmer Strahl in sein Herz, und es war ein Strahl der Freude.

Er dachte an Berlewitz, der in hoffnungsloser Niedergeschlagenheit das Feld geräumt hatte, und eine seltsame Gedankenfolge entwickelte sich in seinem Kopfe. Er gestand sich, daß sich im tiefsten Winkel seines Herzens etwas wie ein Gefühl der Freude geregt, als ihm Berlewitz von seinem Unglücke erzählt hatte. Ihm hatte immer der treffende, aber der Menschheit nicht eben zur Ehre gereichende Satz eines französischen Autors vorgeschwebt: „Selbst in dem größten Unglück unserer Freunde werden wir immer etwas finden, was uns zur Befriedigung gereicht.“

Die Thatfache war richtig, aber sie hatte hier doch ihre besondere Begründung. Ganz unabhängig von dem Glücke oder Unglücke eines Anderen, fühlte er, daß ihm unbewußt ein dunkles Gefühl im Herzen gelegen hatte, welches ihn zu jener lichten Schönheit da oben hinzog.

Zweimal schon hatte er ihr, ohne es zu wollen, und nur, weil er dem rücksichtslosen Zuge seines Naturells sich ohne Ueberlegung überlassen, wehe gethan, und beide Male hatte er, — wie niedrig! — sie in demüthigender Art empfinden lassen, daß sie arm sei.

Er begab sich in die Loge hinauf, von dem Drange beiseit, Geraldinen ein freundliches Wort zu sagen, und, wenn das Geschick ihm günstig sein sollte, ein solches von ihr zu hören.

Die Baronin bestürmte ihn gleich bei seinem Eintreten mit Fragen nach Berlewitz. Ob es denn wirklich wahr sei, daß er abgereist, und warum, warum so plötzlich und ohne Abschied? Sie habe ihm das sehr übel genommen. Sie war in der That über diese fluchtartige Abreise aufgebracht, weil ihr klug ausgeführter diplomatischer Plan dadurch zerstört ward. Brant gab einige oberflächliche Aufklärungen und beobachtete dabei Geraldine, die ernst darsaß und scheinbar ihre volle Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne zuwandte.

Als kurz darauf der Vorhang fiel, mußte sie sich nothgedrungen an dem Gespräche betheiligen, aber sie that es mit einer gewissen Zurückhaltung und ohne ihre sonstigen Lebhaftigkeit. Brant begann, sich lustig zu machen über die dunkle, nie ganz aufgeklärte Handlung des „Troubadour“, der gerade an diesem Abend aufgeführt wurde. Geraldine hörte ihm aufmerksam zu, doch es gelang ihm nicht, sie durch diese Unterhaltung aus der von ihr beobachteten Zurückhaltung herauszutreten zu lassen. Das verstimmte nun auch ihn wieder, und er nahm sich vor, sein Glück bei einer anderen Gelegenheit wieder versuchen zu wollen.

Schon hatte er seinen Hut in der Hand, um sich

zu empfehlen, als er sich noch rasch, wie Einer, dem nun plötzlich etwas einfällt, was er schon längst immer sagen wollte und bisher nur vergessen hatte, an die Baronin wandte:

„A propos, Baronin! Die beiden Bilder von dem, — wie heißt er nur! — von dem Feldmann habe ich gekauft, aber nur, weil Sie's so sehr gewünscht hatten, und weil Sie andeuteten, daß es ein armer Teufel sei, dem man damit eine Wohlthat erweist. Werth sind die Bilder aber nichts, und in meine Sammlung kann ich sie nicht aufnehmen, — ich habe sie nun in's Dienerzimmer gehängt.“

Mit Erstaunen sah Brant, welche Wirkung seine Worte hervorbrachten. Die Baronin war ganz bleich geworden und suchte vergeblich ihre Fassung zu behaupten; Geraldine wurde purpuroth, sah Brant wie entsetzt mit großen Augen an und barg endlich ihr Angesicht in den Händen, indem sie sich weit in die Loge zurückzog.

Brant stellte, auf das Höchste erschreckt, einige Fragen, auf welche ihm keine Antwort wurde. Geraldine hielt ihr Antlitz verhüllt, und die Baronin winkte ihm mit der Hand die schweigende Bitte zu, er möchte sich unverzüglich entfernen. Noch einen fragenden Blick ließ er von Geraldinen auf die Baronin gleiten; diese nickte ihm Bejahung zu, und nun wußte er, daß der Maler G. Feldmann niemand Anderes sei, als Geraldine von Zelbern, und sie die Urheberin der beiden von ihm so hart verurtheilten Bilder.

Er hätte in seinem Ingrimm auflachen mögen über sein verzweifeltes Mißgeschick, aber ein Blick auf die tiefe, schamerfüllte Bestürzung Geraldinens benahm ihm die Lust, zu lachen. Er machte keinen Versuch, Entschuldigungen zu stammeln; er fühlte, daß er allen Beistehenden jetzt keinen größeren Gefallen erweisen könne, als sich schleunigst zurückzuziehen, und daß that er denn auch nach einem kurzen, kaum beachteten Grusse. Die Baronin, selbst trostlos darüber, daß sie mit ihren Protectionen so wenig Glück hatte, gab sich Mühe, Geraldine zu beruhigen. Diese gewann ihre Fassung auch bald wieder, und das Einzige, was sie drückte, war der Gedanke, Brant werde glauben, sie habe darum gewußt, als seine Gönnerschaft für ihre Bilder angerufen wurde.

Brant ging wie unter dem Alpdruck eines wüsten Traumes in seinen Club. Wie war ihm das verdödete Herz bei dem Anblick Geraldinens aufgegangen, und wie hatte er gehofft, durch ein Wort, durch einen Blick von ihr aus seiner dumpfen Apathie freudig ausgerüttelt zu werden, und nun fand er sich in einer viel tieferen psychischen Depression, als je zuvor.

Im Club wurde er zu einer Spielpartie aufgefordert, und er nahm an. Jede Zerstreuung war ihm willkommen, aber er fand sie nicht. Es freute ihn nicht, wenn er gewann, und es verdross ihn nicht, wenn er verlor. Es war ihm nicht möglich, sich auch nur für kurze Zeit ganz in den Zauber des Glücksspiels zu verlieren und in diesem aufzugehen, weil Gewinn und Verlust für ihn nichts zu bedeuten hatten. Die magische Anziehungskraft des Spiels liegt in der Aufregung, die es bietet, für ihn aber gab es auch diese Aufregung nicht. Er spielte den Anderen zu Liebe, fast ohne irgend welche persönliche Antheilnahme an den wechselnden Chancen. Und doch war er ein gesuchter Partner, weil er reich war. Es war verlockend, sich mit ihm einzulassen, weil sich viel bei ihm holen ließ. Diese verlockenden Aussichten wurden allerdings nur selten erfüllt. Denn der blinde Zufall kümmert sich auch um die heißesten Wünsche nicht, und wenn Einer sich niedersetzt, um durch das Spiel, und noch dazu durch ein solches mit einem reichen Partner, es zu einem glänzenden Resultate zu bringen, so täuscht er sich gewöhnlich recht bitter.

So war es auch in dieser Nacht. Brant spielte mit drei Offizieren, und als sie am grauen Morgen aufhörten, hatte der Jüngste derselben, Oberlieutenant Ritter, der immer am ungestümsten zu recht hohen Einsätzen gedrängt hatte, für seine Verhältnisse ein Vermögen an Brant verloren. Er hatte nun bei diesem Baus in der Höhe von mehr als zwanzigtausend Gulden stehen.

Als Brant nach Hause fuhr, hatte er das Bewußtsein, eine Existenz vernichtet zu haben. Er wußte, daß Ritter den Betrag in der für Ehrenschulden eingeräumten üblichen Frist nicht werde bezahlen können, und daß er daher zur Pistole werde greifen müssen, wenn er es nicht vorziehen sollte, sich insom cassiren zu lassen.

„Das sind meine Unterhaltungen!“ sagte er sich, und es hätte nicht viel gefehlt, so wäre er dabei in ein lautes Gelächter ausgebrochen.

Es war heller Tag, als er sich durch seinen ersten Bedienten, Andreas, auskleiden ließ, um sich zur Ruhe zu legen, und es währte noch Stunden, ehe er in den ersehnten Schlaf versank. „Auch der Schlaf ist ein Glück,“ sagte er sich, als er sich mit den Versuchen, einzuschlafen, abquälte, „aber ein Glück, das sich nicht durch Geld erkaufen läßt. Ich wollte, ich schliefe ein und erwachte nicht mehr.“

Als er um zwei Uhr Nachmittags seinem Diener klingelte, der ihm beim Anziehen behülflich sein sollte, überreichte ihm dieser auf einer silbernen Tasse eine Karte.

„Der Herr wartet bereits seit einer Stunde,“ sagte Andreas.

Brant sah die Karte an, es war die des Oberlieutenants Ritter. Er befohl, den Besuch hereinzuführen. Andreas erfüllte den Befehl und zog sich dann auf einen Winkel seines Herrn wieder zurück.

„Guten Morgen, lieber Freund,“ begann Brant, „oder guten Tag, oder guten Abend, — wie Sie wollen. Setzen Sie sich zu mir her und seien Sie nicht böse, daß ich Sie im Bette empfangen. Hoffentlich haben Sie sich Ihr Malheur von heut' Nacht nicht zu nahe gehen lassen.“

Ritter zuckte mit der Achsel, ohne etwas zu erwidern; er war sehr bleich, und tiefe, blaue Ringe lagen um seine Augen.

„Mein erster Weg wäre heute zu Ihnen gewesen,“ nahm Brant wieder das Wort.

„Waren Sie so besorgt?“ entgegnete der Offizier bitter. „Hoffentlich haben Sie ruhig geschlafen?“

„Nicht diesen Ton, Herr Oberlieutenant! Ich wollte Ihnen zuvorkommen, um Ihnen zu sagen, daß es mit dem Gelde keine Eile habe.“

„Ich kenne in Ehrensachen keinen Aufschub; es war eine Ehrenschuld. Hier ist das Geld. Wollen Sie nachzählen und mir meine Baus ausfolgen.“

Der junge Offizier gab sich viele Mühe, seine Haltung zu bewahren, aber seine Hand zitterte doch, als er Brant das Päckchen mit den Banknoten hinreichte. Brant langte nach seiner Brieftasche auf dem Nachtkästchen, entnahm derselben die Baus und legte sie vor sich hin auf die Decke.

„Eine Ehrenschuld!“ murmelte er vor sich hin, dann wandte er sich lebhaft zu Ritter: „Sagen Sie einmal, lieber Freund, wie ist denn das eigentlich mit einer Ehrenschuld? Ich bin nie recht klug daraus geworden. Sie sind eine Autorität in Sachen der Ehre, vielleicht kann ich von Ihnen etwas lernen.“

Ritter verbeugte sich stumm.

„Wenn ich einem armen Teufel von einem Schneider oder einer armen Wäscherin etwas schuldig bin, so ist das doch keine Ehrenschuld.“

„Herr von Brant, — ich bin wirklich nicht in der Stimmung —“

„Sie sollen mir aber Stand halten! Ich darf also eine arme Wäscherin auf ihr sauer verdientes Geld warten lassen, so lange ich will, ohne meiner Ehre etwas zu vergeben. Sie kann sammt ihren Kindern verhungern, bevor ich sie bezahle, und ich bleibe doch ein vollkommen correcter Ehrenmann. Ein gesellschaftlicher Zwang, eine solche Pflicht innerhalb einer bestimmten Zeit zu erfüllen, besteht nicht, — wenn aber in einem niederträchtigen, obendrein noch durch das Gesetz verbotenen Hazardspiel in wenigen Stunden ein Vermögen an einen nichts-nutzigen Tagedieb verloren wird, der das Geld nicht einmal braucht, weil er mit Vernunft kaum so viel ausgeben kann, als er hat, — da haben wir es gleich mit einer Ehrenschuld zu thun. Die muß sofort und pünktlich bezahlt werden, da sonst die Ehre gebietet, sich eine Kugel vor den Kopf zu schießen. Ich möchte nun gern von Ihnen erfahren, wie die Ehre zu der Ehre kommt, mit solchen Dingen und Verhältnissen verquickt zu werden. Ich würde es für viel vernünftiger halten, wenn das Ehrgefühl uns zwingen wollte, arme Handwerker prompt zu bezahlen, und das Allervernünftigste wäre es gewesen, wenn Sie sich in unserem Falle gesagt hätten: der Brant hat ein unverdientes und unverdientes Glück; aber schließlich handelt es sich hier doch nur um eine dumme Spielschuld, und hoffentlich lebt er nicht vom Spiele, — der Lump soll also warten, bis ich ihn leicht bezahlen kann, oder bis ich ihm den ganzen Krempel gelegentlich wieder im Spiele abnehme. Wäre das nicht wirklich das Vernünftigste?“

Ritter lächelte trübe zu den Worten Brant's. Für ihn kamen jetzt alle Lehren der Weisheit doch zu spät.

„Es mag ja sein,“ sagte er, „daß unsere Anschauungen über die Ehre in unlogischen Vorurtheilen wurzeln, aber wir sind doch durch eiserne Klammern an diese Vorurtheile geschmiedet.“

Nach diesen Worten nahm er die von ihm ausgestellten Baus von der Decke, sah sie flüchtig durch und erhob sich, um sich zu verabschieden.

„Gehen Sie noch nicht,“ bat Brant. „Ich möchte noch Einiges mit Ihnen besprechen. Erlauben Sie, daß ich mich in Ihrer Gegenwart anleide.“

Ritter setzte sich wieder. Brant stieg aus dem Bette und verschwand sodann in dem an sein Schlafgemach anstoßenden Badezimmer. Ein lustiges Plätschern und Brausen der aus ihr aus der Douche herniederstrahlenden Wassermengen wurde alsbald vernehmbar.

Nach wenigen Minuten trat Brant halb angekleidet aus dem Badezimmer und zog sich nun in Gegenwart Ritter's völlig an. Hierauf führte er seinen Gast in

sein Arbeitszimmer, wo bereits ein kaltes Frühstück servirt stand.

„Sie trinken doch ein Glas mit, lieber Freund,“ begann er dann wieder. „Was darf ich einschenken, Malaga oder Sherry? Sherry, — bitte. Ihr Wohl! Machen Sie nicht so ein trübseliges Gesicht. Lassen Sie uns Eins plaudern, in aller Freundschaft. Sie sind nicht reich? So bleiben Sie doch sitzen mit Ihrer vermaledeiten Empfindlichkeit! Will ich Sie denn beleidigen? Antworten Sie mir, wie einem guten Kameraden. Sind Sie reich?“

„Nein.“

„Na, hören Sie, dann gehört aber ein fabelhafter Leichtsinns dazu, sich in solche Geschichten einzulassen. Es ist Ihnen schwer gefallen, das Geld aufzutreiben?“

Der Offizier schwieg.

„Sie haben sich den Betrag geliehen, vielleicht von einem Wucherer? Ich habe nicht das Recht, zu fragen, und es ist vielleicht unart, daß ich es thue; ich will's aber wissen. Wie gedenken Sie die Summe zurückzahlen?“

„Ich habe sie nicht geliehen.“

„Nicht? Also woher? Da Sie nicht reich sind, haben Sie Ihr kleines Vermögen angegriffen oder vielleicht gleich ganz geopfert für unsere blödsinnige Unterhaltung.“

„Ich hatte kein Vermögen mehr!“ sagte Ritter mit bebenden Lippen.

„Haben Sie Verwandte?“

„Eine einzige Schwester.“

„Und die hat ausgeholfen? Ist sie verheirathet?“

„Sie ist ein junges Mädchen.“

„Und hat sie so die Mittel, alle Ihre kostspieligen Bedürfnisse zu befriedigen?“

„Fragen Sie nicht weiter, Herr von Brant. Das sind ja Torturen für mich! Nehmen Sie das Geld und machen wir einen großen Strich darunter.“

„Nicht so hitzig. Ich stehe da vor einem Räthsel. Es ist das Erbtheil Ihrer Schwester, das für sie bestimmte Heirathsgut?“

„Das war's!“ sagte Ritter leise, indem er das Haupt senkte.

„Und Sie, Herr Oberlieutenant, konnten das Ihrer Schwester nehmen, um es einem Nichtsthuer und Faulenzer, wie mir, in den Nachen zu werfen? Natürlich, — die Ehre gebietet es!“

„Ich schwöre zu Gott, ich hätte mich lieber todgeschossen, aber ich kenne meine Schwester. Ich hätte sie dadurch viel unglücklicher gemacht, als sie es nun durch den Verlust ihres Vermögens geworden ist. So giebt es doch noch eine Hoffnung. Ich bin Chemiker; ich werde quittiren, vielleicht kann ich ihr das Verlorene wieder schaffen.“

„Oder im Spiel zurückgewinnen?“

„Sie haben das Recht, so zu fragen, aber ich werde nicht mehr spielen. Ich bin hart genug bestraft worden.“

„Herr Oberlieutenant, Sie spielen leidenschaftlich gern, — ich proponire Ihnen ein Geschäft. Ich laue Ihnen das Versprechen, nie mehr eine Karte zu berühren, um den Betrag ab, den Sie gestern an mich verloren haben.“

„Sie wollen mir etwas schenken?“

„Nennen Sie's meinetwegen ‚schenken‘! Das ist's aber nicht. Sie haben eine ausreichende Gegenleistung dafür zu bieten; Sie müssen ein für alle Mal und für alle Zukunft die verlockende Aussicht aufgeben, jemals durch das Spiel zu einem mühelosen und angenehmen Gewinn zu gelangen.“

„Ich kann mir nichts schenken lassen. Meine Stellung —“

„Herr, ich habe auch eine Stellung und ich weiß, daß ich ein ehrloser Schuft sein müßte, wenn ich das Geld von Ihnen nehmen wollte. Auf der einen Seite vernichtete Existenzen, auf der anderen einige Banknoten-Fetzen, die mir vollkommen gleichgiltig sind, und mit welchen ich absolut nichts anzufangen weiß. Sie können ein Zündhölzchen nehmen und sie vor meinen Augen verbrennen, das wird mich vollkommen kalt lassen.“

(Fortsetzung in nächster Nummer.)

Nachdruck verboten.

Rothhaar — Goldköpfchen.

Von R. Bujemann.

Wenn auf der Bühne des alten Athen eine Maske mit weißer oder grauer Perrücke auftrat, so wußte jeder Zuschauer, daß der Schauspieler einen Greis darzustellen habe; eine dunfle Perrücke bezeichnete einen von den Göttern Besetzten, eine helle den Glücklichen. Rothe Haare endlich ließen den verschlagenen, dumm-pfiffigen Diener erkennen, dessen Ehrlichkeit in der Börse seines Herrn steht, oder den Schmarozer und Wucherer. Auch bei den Verkleidungen in unserer Zeit, sei es auf der Bühne oder im Ballsaal, haben die Teufel mit ihrem Gefolgschaft häufig rothe Perrücken auf. Im deutschen Märchen wird der Teufel fast immer rothhaarig geschildert. Da sagt einmal ein selbstfüchtiger Vater:



Die Rückkehr Kaiser Wilhelms von seinem Besuche im Vatikan in Rom. Von F. Kämpfer. — Siehe Seite 198.

„Der meine Tochter will haben, muß mir aus der Hölle drei rothe Haare von des Teufels Haupte holen.“

„Im was der hart an das hat bediu röt, virurvar; von denselben hoere ich sagen, das si valschin herze tragen.“

Zum Münsterlande sagte man: „Ellernholt un fossig har sind up guden grunde rar,“ oder wie man heute wohl hört: „Rothes Haar und Erlensholz wachsen auf keinem guten Boden.“

Der oder die hat rothes Haar, sondern da heißt es stets euphemistisch: „Sie ist hochblond“ oder „Er ist ein echter Germane.“

Die vornehmen Römerinnen der Kaiserzeit hatten eine große Vorliebe für rothes Haar. Als nach der Geburt Christi immer häufiger Germanen, Männer und Frauen, nach Rom kamen, sei es als Kriegsgefangene oder freiwillig, bewunderten die Römer an den markigen, stolzen Erscheinungen besonders den langwallenden, goldblonden Hauptkamm und die tren blickenden blauen Augen.

Doch trotz der größten Mühe und Ausdauer war der Erfolg kein befriedigender, besonders, seit ein richtiges Nothgelb immer mehr unerlässliche Bedingung einer vollendeten Schönheit wurde.

Galla, dich nicht dein Bußthut aus hundert Lügen zusammen. Während in Rom du lebst, röthet dein Haar sich am Rhein.

Als dann später die Veranschönerung auf das Höchste gestiegen war, puderte man die Haare mit Goldstaub, und wie der Kaiser Caracalla seiner deutschen Leibwache zu Gefallen eine gelbe Perrücke trug, so streuten sich andere Kaiser Goldstaub in's Haar.

Die alten Germanen hatten diesen Schmuck von der Natur erhalten, aber auch sie waren nicht frei von Eitelkeit auf ihr rothes Haar. Sie besaßen eine Salbe oder Seife, aus Bienenfett oder aus Buchenrinde bereitet, welche ein zeitgenössischer römischer Schriftsteller „batavischen Schaum“ nennt.

„Blendend leuchtet der Kaiser, im Streit mit der Farbe der Rosen, und das ungewundene Haar weicht nicht dem Glanze des Purpurs.“

Die Prinzessin Rhodrudis hat „leuchtendes Haar“. Bei der Prinzessin Bertha „durchschlingen goldene Schüre die blonden, die schimmernden Haare“; und bei der herrlichen Theodrade endlich „muß Gold vor dem Glanze des Haares zurückstehen“.

Später sind die Minnesänger in ihren Liedern von Lenz und Liebe vielfach Lobredner des hochblonden, goldenen, goldfarbenen, goldglänzenden, aus Gold gesponnenen Haares. Da heißt es zum Beispiel:

„Aus Gold gesponnen war ihr Haar, Gebodet wie die Träubel“, und schimmert wie die Bänbel“.

Das Haar der züchtigen Holde, welche von ihrer Mutter „wie die Sonne vor das Morgenroth“ zum König geführt wird, war so goldig, daß man von demselben den schmalen, umschlingenden Goldreiß nicht hätte unterscheiden können, wenn er nicht mit Edelsteinen besetzt gewesen wäre.

Später suchte man, wie früher die Römerinnen, künstlich das schöne Gelb hervorbringen; allerdings mußten die „gelbsüchtigen“ Damen manch scharfes Wort dafür hören. So droht Vater Berthold von der Kanzel: „Ihr, ihr Härberinnen und Silberinnen“, ihr seid fremde Gäste zu dem Himmelreich, denn ihr habt Gottes verleugnet!“

„Der weiße Hals, das goldgemengte Haar, Der rothen Lippen Zier, — So muß man inne werden, Das nichts sich ihnen gleicht.“

Am dieselbe Zeit begegnen wir der eisen Königin Elisabeth von England mit hoher Frisur aus rothblonden Haaren, die jedenfalls nicht echt waren. Shakespears besagte die „goldene tress“, welche dem Scheermesser zum Opfer fallen müssen, und Milton vermag in seiner Dichtung „Das verlorene Paradies“ (1660) Eva nicht schöner darzustellen, als wenn er sagt:

„Ihr flog goldenes Haar, gleich einem goldenen Saesler, Frei zu den Hüften herab, in ungekünstelte Locken und viel spielende Ringe geknüpft, gleich den Gabeln des Weinstocks.“

In Italien preist Petrarca an Laura die goldfarbenen Haare, welche auf die Schultern bis tief auf den Rücken niederwallen und von den Händen des Liebesgottes selbst gewebt zu sein scheinen: „L'aura ch' Amor di sua man fila e tesse.“

*) Kleine Traube. **) Lanbärtiger Schmuck aus Silber- oder Goldblättchen am weiblichen Kopfschuh. ***) gelben = gelb färben.

Kurz, wohin wir blicken, überall sind rothe Haare, — selbstverständlich bei sonst angenehmen Formen. — Attribute höchster Schönheit. Darum war und ist diese Farbe so beliebt bei Malern, insbesondere bei Titian, wie auch bei Dürer und Rubens.

Schönes rothes Haar ist, wie rothes Gold, anziehend und verführerisch, deshalb haben auch die Nixen und Elfen häufig rothes Haar. Die schönste der Jungfrauen, die Forelei, künmt „ihr goldenes Haar“, und auch von der Saal-Nixe heißt es:

„Gulda saß auf grünen Matten, Unter hoher Ulmen Schatten, Strahlte sich das goldne Haar.“

Beim kann nur durch ihr goldenes Haar den Taunhäuser so lange fesseln, und die leuchtenden, goldenen Haare der Fortuna sind es, welche die Augen des Reiters blenden, sodas er blindlings in den tiefen, todbergehenden Abgrund stürzt.

Allo Respekt vor dem rothen Haare, Ihr Frauen, Brauten und Schwarzen!

Kochdruck verboten.

Frauen der Tropen.

Eine Skizze aus dem gesellschaftlichen Leben Süd-Amerikas. Von Friedrich J. Bajeken.

Schreit die Frauen, sie streiten und weben Nimmische Rollen in's irdische Leben.



ander, der die Kreolinnen oberflächlich kennen lernte oder sich von ihnen berichten ließ, wird vielleicht lächeln, das ich meine Skizze mit den schönen Versen unseres Schiller beginne, und dieselben ebenfalls auf diese heißblütigen Kinder des Südens in Anwendung bringen möchte, welche man sich als Wesen darstellt, die in süßem Nichtsthum, in der Hängematte ausgebreitet, Cigaretten rauchend, faul und egoistisch ihr Leben verendeln.

So lautet im Allgemeinen die Beschreibung, welche man beinahe stets über die Kreolin hört. Einer spricht sie dem Anderen nach, ohne zu bedenken, daß dieselbe von der Wahrheit weit entfernt ist.

Stellt man einen Vergleich zwischen den deutschen Frauen und denen der Tropen an, dann finden wir allerdings einen himmelweiten Unterschied, und dieser giebt hauptsächlich die Veranlassung zu der irrigen Vorstellung, welche man sich von den Kreolinnen macht.

Jede deutsche Hausfrau wird mich verstehen, wenn ich sie beispielsweise an ihre Küchenpflichten im Hochsommer bei etwa zwanzig Grad Wärme erinnere. In den Tropen aber kommen mindestens noch zehn Grad Wärme hinzu.

Erst gegen fünf Uhr Nachmittags vermindert sich die Hitze, und mit ihrem Verschwinden erwacht die Kreolin zu neuem Leben. Das leichte Musselin-Gewand wird mit der Gesellschafts-Toilette vertauscht. Die Frau des Hauses durchwandert müternd ihre Räume und giebt ihre Anordnungen für den nächsten Tag.

Dann verfügt man sich in die Sala, dem größten, luftigen Räume des Hauses. Dort erwartet man die Gäste, welche allabendlich freudliche Aufnahme finden.

Offenes Haus wird einem Jeden geboten, und besonders sind es die Ausländer, denen von Seiten der Kreolinnen eine Zuverlässigkeit erwiesen wird, die jene leider meistens dadurch mit Undank belohnen, daß sie, nach ihrem Vaterlande zurückgekehrt, ein Vergnügen darin zu finden scheinen, die irrigen Vorstellungen zu bestätigen, welche man sich von den Frauen der Tropen bildete.

Die Kreolin besitzt in ihrem Umgange ein überaus natürliches Wesen, welches ihrem stets heiteren, sorgenlosen Temperamente entspringt. Sie giebt sich ganz, wie sie ist, ohne Verstellung und Heuchelei, sobald sie sich verstanden glaubt.

Die Kreolin zeigt einen offenen Verstand und angeborenen Mutterwitz. Beides fehlt sie über den etwaigen Mangel an Kenntnissen hinweg. Eines aber hat die Natur diesen Kindern der Tropen in vollem Maße verliehen. Es ist, als habe bei allem Herzlichen, was sie in der Vegetation mit ihrer Blüthenpracht und Mannigfaltigkeit der Blätter, Baum- und Busch-Gestaltungen, bei der Vogelwelt an Farbenreichtum des Gefieders hervorbrachte, auch ihre vollkommenste Schöpfung nicht fehlen dürfen: die Schönheit des Weibes.

Das von dunklen, äppigen Seidenhaaren umrahmte Gesicht der Kreolin ist schmal. Ihm geben große mandelförmige,

Rauchdruck verboten.

Aus Rom's jüngsten Kaisertagen.

Rom, im October.

Schon seit Jahrhunderten plätschern die Wasser auf der kleinen Piazza Pia. Aus den Löwenmäulern strömt es in die Marmorbecken, welche die Nischen der beiden grauen Paläste einnehmen, die der Engelsburg feillich gegenüber stehen. Schwarzkledige Frauen und Mädchen stehen mit ihren rothen, kupfernen Wasserlädeln im Halbkreis um die Becken herum, schwaben und lachen, bis sie endlich wieder in den engen Gassen verschwinden, die strahlenförmig zwischen den Nischenbrunnen zu dem mächtigen Petersdome führen. Unter ihnen sind der Borgo Vecchio und der Borgo Nuovo mit ihren hohen Häusern, den alten, angeschwärzten Palast-Facaden, den kleinen Läden zu ebener Erde, in welchen man den gekreuzigten Heiland, Rosenketten aus Olivenholz, Heiligen-Statuetten und Bilder des Papstes verkauft, am charakteristischsten. Es ist Alles dunkel, düster, grau vom Staube der Jahrhunderte. Hier liegt das Rom des Vatican's, das Rom des Mittelalters! Was für ein Gegensatz zwischen diesem niedrig gelegenen, engen, von Tiberluft durchwehtem Stadtheile, der noch ganz das Gepräge vergangener Zeiten trägt, und jenem weiten, sauberen, hochgelegenen Rom, dem Rom des Quirinal's, dem Rom der Gegenwart! Und wie wunderbar seltsam hebt sich das Trümmersfeld der antiken Roma, des Roms des Kapitols, von der mittelalterlichen, wie von der modernen Stadt ab! Drei große, dem Anscheine nach unüberbrückbare Gegensätze!

Aber ist es nicht dasselbe Volk, dieselbe Rasse, die vor Jahrtausenden dem kriegerischen Cäsar zuzuging, die in einer anderen, der Kunst gewidmeten Epoche den weisen Papst als weltliches Oberhaupt verehrte, und die heute mit demselben heißen Blute, mit dem gleichen warmführenden Herzen dem Könige von Italien huldigt? Der Patriotismus, das edelste Gut der lateinischen Rasse, hat die Brücke gebaut, welche die Gegensätze vereint! Und daß eine solche Brücke kein luftiger, in den Wolken schwebender Bau ist, beweisen die Ereignisse der jüngst vergangenen Tage. Auf ihr kam ein junger Held, ein Kaiser Germanicus, im Rittergewande und blitzenden Helme dahergesprenzt, nicht als Feind, sondern als Freund, zwei Nationen verbindend, und die Brücke wankte nicht!

Wie verändert war die kleine Piazza Pia, der enge Borgo Nuovo, die Engelsbrücke! Wo waren die Erinnerungen an das Mittelalter geblieben? Der ganze vaticanische Stadtheil, die Citta di Leone, schien ein neues Kleid angelegt zu haben, ein liches, farbiges, modernes, das durchaus nicht dem grauen, düsteren jener Geschichts-Periode ähnelte, welcher er entstammt. Der Patriotismus hatte den Gegensatz der Zeiten verwöhnt. Das Völkchen, das hier in den dunklen Gassen haust, — mit Ausnahme einiger Fürsten meist bescheidene Bürger, — wollte diesmal augenscheinlich seine Königstreue beweisen, indem es den anderen Stadtheilen Roms nicht nachstand, mit äußeren Zeichen den hohen Gast des Quirinal's zu ehren. Von allen Balcons herab, aus allen Fenstern hingen Teppiche, Gobelins, Rosen-Guirlanden, italienische und deutsche Fahnen. Was den heiteren Eindruck noch erhöhte, waren die hellen Toiletten der Damen, die sich nicht nur auf den Terrassen und Balcons, sondern auch im Gewühle des Menschenstromes unterscheiden ließen. Der warme römische Herbsttag, oder vielmehr das legendäre „Kaiserwetter“, gab zur Entfaltung der leichtesten Gewänder Anlaß. Hellblau, rosa, wie das von der brünetten Südländerin mit den großen dunklen Augen so bevorzugte Crème wechselten in Farben-Harmonien ab. Neben den zierlichen Hüften mit den verschiedenfarbigen Schleieren spielten die eleganten bunten Atlas-Sonnenschirme, die sich phantastisch durch einander bewegten, keine geringe Rolle, so daß man jenen Tag der Fahrt des Kaisers nach dem Vatican in lebenswürdiger Satire das „Fest der Sonnenschirme“ nannte. Auf der Loggia über der Säulenhalle der Peterskirche und auf den Seiten-Terrassen der päpstlichen Wohnung standen viele Damen der römischen Aristokratie, — unter ihnen auch die Erbprinzessin von Sachsen-Meiningen, — welche viel unter den Strahlen der brennenden October-Sonne zu leiden hatten.

Hinter den Spalier bildenden, schmutzen Soldaten mit den grünen Federstutzen wogte von der Engelsbrücke bis zur Piazza di San Pietro ein Meer von Köpfen auf und nieder. Auf der langen, grauen Mauer, welche die Citadelle San Angelo einschließt, hat sich das Volk in den gewagtesten Stellungen posirt, sitzend, hockend, hängend oder sich an die Laternenpfähle flammend, — unter dem blauen Himmel, von der Muth der Sonne beleuchtet, ein echt italienisches Bild! Neben der Sprache Dante's ertönt die Sprache Goethe's. Das sanfte, schüchterne Gesicht der Deutschen mit dem rosigen Teint taucht an der Seite des prononcierten, wie eine Camee geschnittenen Profils der dunklen Italienerin auf. Man lacht, man plaudert, man kokettirt mit dem Fächer und vertreibt sich die Zeit in der Erwartung, den blonden Kaiser zu sehen. Er gefällt dem schönen Geschlechte, die Damen schwärmen bereits für ihn. Sein Bild darf in den duffigen Boudoirs der römischen Frauen nicht mehr fehlen. Italiener mit blitzenden Augen und kleinen schwarzen Schnurrbärten wie auf den Bildern Paul Veronese's, Deutsche mit breitkrempigen Künstlerhüten und Barbarossa-Bärten, hagere Engländer, behäbige Holländer, Spanier, sie stehen alle ohne Unterschied der Nationalität dicht an einander gedrängt. Deutsche und italienische Journalisten, mit Notizbuch und Bleistift in der Hand, suchen sich Platz zu verschaffen.

Da, horch, die deutsche National-Hymne ertönt! „Wie melancholisch sie ist!“ rufen die Damen und vergleichen die feierlich-ernste Weise mit dem heiteren Tempo der italienischen Hymne. „Eccolo! Eccolo!“ geht es jubelnd durch die Reihen. Alles stellt sich auf die Fußspitzen, um — den Federbusch des General-Adjutanten zu sehen. Die Wagen der Suite des Kaisers sind die ersten, die nach dem Vatican rollen. Auch der Staatsminister Graf Herbert Bismarck, eine bei den Römern sehr beliebt gewordene Persönlichkeit, der sich besonders durch seinen freundschaftlichen Verkehr mit dem Minister-Präsidenten Crispien viel Sympathien erworben, fährt der kaiserlichen Equipage voraus. Seine mächtige Gestalt, mit dem runden, vollen Gesicht, dem dichten Schnurrbart und dem Pince-nez auf der Nase, wird mit großer Neugierde betrachtet, währenddessen er ebenfalls, nach rechts und links schauend, Betrachtungen über die Menge anzustellen scheint. Nüchlich summt und braust es wie von Tausenden von Stimmen. „Covida!“ stüthet es durch die Massen und setzt sich fort bis zum Vatican.

„L'Imperatore!“ Der Ruf zündet wie ein Funke und entfacht die Lohe echt italienischer Begeisterung. Mit unbeschreiblichem Jubel wird die Karosse des Kaisers von

dunkle, meistens schwarze Augen, eine zierliche, etwas gebogene Nase, ein kleiner Mund mit rosigen, schwellenden Lippen, hinter denen herrliche Zähne blühen, einen ungemeinen Reiz. Besonders aber ist es der schlank gewachsene Körper mit feinen ebenmäßigen, äppigen, tadellosen Formen, welcher zur Bewunderung hinführt, wie ebenso die der Kreolin angeborne Grazie, mit der sie jede Bewegung ausführt. Klein und schön geformt sind Hände und Füße. Der Teint der Kreolinnen unterliegt einer Veränderung je nach der Tageszeit. Morgens ist derselbe weiß mit einem Anfluge von Gelb, hauptsächlich umgibt die Augen ein gelblicher Schein. Die Farbe ist natürlich dunkler, wenn die Abstammung nicht vollkommen rein ist. Mittags hat das Gelb an Durchsichtigkeit gewonnen. Am reinsten, dem Alabaster gleich, ist der Teint des Abends. Doppelt wirkungsvoll erscheinen dann die großen, von langen, seidnen Wimpern beschatteten Augen. Sie sind die Verräther der Gefühle ihrer Besitzerin. Beinahe möchte ich sagen: jeder Gedanke derselben prägt sich darin aus. In ihrem feuchten Glanze liest man die hingebende, aufopfernde Liebe, und aufstimmend sprüht einem lodernen Feuer, zudenden Blitzen gleich, Zorn, Haß und wilde Leidenschaft daraus hervor.

Damit soll nun nicht behauptet werden, daß alle Kreolinnen schön und vollkommene Meisterwerke der Natur sind. Gewiß giebt es auch solche, welche das Niveau des gewöhnlichen Aussehens nicht überschreiten, ja, — häßlich genannt werden können. Aber die Schönheit unter ihnen im Allgemeinen ist überwiegend. Ein Procentsatz von achtzig zu hundert ist wohl nicht zu hoch gegriffen.

Schon oft mit zwölf Jahren ist die Kreolin vollständig entwickelt. Mit fünfzehn Jahren bewegt sie sich bereits als vollkommene Weltbete. Bleibt sie unverheirathet, so verblüht sie sehr früh. Frauen neigen, wenn der Himmel sie reich mit Kindern segnet, leicht zur Korporulenz.

Mit der gleichen Hingebung, mit welcher die Kreolin die Bequemlichkeit genießt, unterwirft sie sich bei einem Wechsel ihrer Verhältnisse auch der Arbeit, wenn diese Anforderung an sie gestellt wird. Dann ist sie pläplich wie umgewandelt. Ihre Pflicht läßt sie Hise und Entbehrungen vergessen. Das ist es, was doppelt an ihr geachtet und geschätzt werden muß, und bei den Beschreibungen ihrer Charakter-Eigenschaften meistens vergessen wird. Die verwöhnteste, wie an eine regelmäßige Beschäftigung gewöhnte Kreolin zaudert keinen Augenblick, ihre Hände zu rühren und sogar, wenn es sein muß, durch die schwerste Arbeit ihren Unterhalt und den ihrer Familie zu erwerben, sollte ihr der Ernährer derselben entrisen oder durch Krankheit verhindert werden, seine Thätigkeit fortzusetzen. Ich keine Fälle, wo die Frau sich der härtesten Arbeit ohne Murren unterwarf, weil der Mann, in revolutionäre Umtriebe verwickelt, sich dem Trunke ergeben hatte und seine Beschäftigung vernachlässigte. Sie sorgte nicht allein für sich und ihre Kinder, sondern auch noch für ihn und war weit entfernt, ihm zu großen. Im Gegentheil fand sie stets Entschuldigungen für seinen unverantwortlichen Lebenswandel. „Er hat mich Jahre lang geliebt und für mich gearbeitet, jetzt will ich es ihm lohnen, indem ich für ihn schaaffe und wirke,“ sagte sie mir, und dieser Gedanke erleichterte ihr jegliche Mähen.

Meisterinnen sind die Kreolinnen in der Krankenpflege. Mit bewunderungswürdiger Aufopferung üben sie dieselbe nicht allein bei ihren Angehörigen, sondern auch bei Fremden aus, die ihnen durch Freundschaft oder Bekanntschaft nähergerückt sind. Und wenn der Kranke unter ihren sorgenden Händen Genesung findet, suchen sie darin ihre Freude und Entschädigung für manche durchwachte Stunde der Nacht, für alle entbehrten, sonst so bequemen Stunden des Tages.

Fehlerlos sind die Kreolinnen nicht, aber die Fehler, welche sie besitzen, findet man nicht allein bei ihnen unter den Tropen.

Die Frauen des niederen Volks bestehen aus Mischlingen der verschiedensten Rassen, und so weist auch ihre Hautfarbe die größte Mannigfaltigkeit auf. Man sieht sehr hübsche Gestalten darunter, besonders bei den Abkömmlingen der Indianer, deren Gesichtsbildung oft auf Schönheit Anspruch machen kann. Bei den meisten, schon früh gereiften Mädchen und Frauen dieser Volksklasse steht die Moral auf einer sehr niedrigen Stufe. Während der Mann sich im Schweife seines Angesichts sein Brod verdient, arbeiten die Frauen mittlerweile in ihrem kleinen Hause. Durch Nähen, Plätten, Waschen und dergleichen Beschäftigungen verschaffen sie sich einen Nebenverdienst, den sie dann gern zum Theil für ihren Fuß verwenden. Ihr Geschmad reizt uns zum Lachen. Sie finden denselben jedoch sehr schön und sind stolz darauf, wie ich oft bemerkt habe. Mit welcher Grandezza schreitet ein Negerweib am Sonntagmorgen in ihrem reinewaschenen, stark gesteiften, gelben Staukleide mit helldünnem Besatz und langer, haubaufwirbelnder Schleppe einher. Mit zuversichtlicher Miene bewegt sie von Zeit zu Zeit den Kopf, um die an dessen Seiten baumelnden, mächtigen goldenen, silbernen oder Talin-Ohrringe genügend zur Geltung zu bringen. Das wollige Haar bedeckt turbanartig ein brandrothes Tuch, ein solches von blauer Farbe ist locker um den schwarzen Hals gelegt. Dabei geht die Frau barfuß, oder ihre großen Füße stecken in nicht sehr reinlichen Sandalen. Vereinzelt sind dieselben auch mit glänzenden Lack-Fingerringeln besetzt. Dann wird der kaltenreiche Kopf merklich gelüftet, damit auch ein Feder von diesem Luxus die nötige Notiz nehmen kann.

Was den farbigen Damen in Bezug auf den Geschmad mangelt, besitzen die weißen Kreolinnen im höchsten Grade. Wie Alles an ihnen Chic hat, fehlt auch dieser in ihrer Garderobe nicht. Leichte, luftige Stoffe sind natürlich vorherrschend, und von diesen die hellen Farben am beliebtesten. Maßgebend ist auch in den Tropen die Pariser Mode. Die Balltoilette wird von den Damen mit einer ganz besonderen Liebhaberei ausgewählt; ist doch der Tanz für die Kreolin der Zubehörenden denkbar größten Lustbarkeit. Schon das Wort „Ball“ elektrifiziert sie, und für ein derartiges Fest bemühen sie sich, ihre ganze Schönheit zu entfalten.

Zu dem schwarzen Haare glänzen schillernde Steine, Glühfächerchen, oder duftige Rosen sind darin befestigt. Geschmadvoll arrangirt sind Blumen und Blüthen auf dem weit ausge-schnittenen Krepp-, Mull-, Tüll- oder Seiden-Kleide, welches lustig den herrlich gebauten Körper umgibt. Leichte Handschuhe reichen bis zur unteren Hälfte des schön geformten Armes. Die zierlichen Füße sind in winzige, goldglanzlederne oder farbige Atlas-Schuhe gekleidet, aus denen die ebenfalls farbigen, seidnen, durchbrochenen Strümpfe hervorwachsen, auf die man einen großen Luxus verwendet. Diamanten, Rubinen, Gold- und Korallenschmud vollendet die Eleganz der Toilette. Und von Bewunderung hingerissen, steht der Mann diesen reizenden Geschöpfen gegenüber, welche ein leichter, sorgloser,

fröhlicher Sinn tändelnd alles Schöne genießen läßt, was das Leben ihnen bietet. Stellt es keine Anforderungen an sie, fehlt auch in ihnen nicht der gute Kern, in vollem Maße zu erfüllen, was einer Frau ihren Werth verleiht und ihr die größte Achtung erwirbt.

Wer dann der Kreolin Wirken und Schaffen sieht, wird sie ebenfalls schätzen und ehren, wie unsere Frauen und Mädchen daheim im Deutschen Vaterland; denn auch jene

Rechten und weben
Himmliche Rosen in's irdische Leben.

Rauchdruck verboten.

Todtenfeier.

Von Margarete Henke.

In die düsterste Zeit des Jahres hat die Kirche die Feier zum Gedächtnis ihrer Todten gelegt. Die Natur trauert. Das Heulen des Sturmes, das Rauschen des November-Regens, der stundenlang an die Scheiben schlägt und prasselnd auf das Straßenpflaster stürzt, klingen wie leidenschaftliche Klage, wie ein schaurig wildes Lied und harmoniren grell mit dem in grauen Farbtönen gehaltenen Gemälde, das die noch vor wenigen Wochen bunt schimmernde Natur uns zeigt. Und wenn die Stimmen von Regen und Wind verstummen, ist's nur wie langes Athemholen, wie Ausrufen zu neuem Angriff; dann spricht das Bild der Natur zu uns wie verhaltene Klageklänge, die in jedem Augenblicke hervorbrechen können mit Schmerzengewalt.

Der Schelm Herbst, der chameleonartig wechselt in seinem Aussehen, sucht uns bisweilen über seine Ankunft hinwegzutäuschen und beleuchtet mit fast sommerlich warmem Sonnenschein das farbenprunkende Laub, die strahlenden Herbstblumen und hier und da eine vergessene Rose des Sommers. Aber auch im günstigsten Falle währt sein Tändeln und Schäkern nur einige Wochen. Dann kann der launische Geselle in wenigen Sekunden die letzte Rose entblättern, in einer einzigen Nacht die prangenden Herbstblumen faden, das rothe und goldene Laub abreißen mit rauher Hand, und ein paar mal vierundzwanzig Stunden genügen, um jede Erinnerung an sommerliche Schönheit zu vertilgen. Dann zeigt sich der Luthol in eintönigem Grau, und die sterbende Natur singt bang und schaurig ihr eigenes Todtenlied.

Diese Zeit ist's, in welche das Todtenfest fällt, und keine Zeit des Jahres wäre so geeignet, Gedanken an theure Verstorbene, an Scheiden und Weiden, Verblühen und Dahinscheiden dem ersten Gemüthe nahe zu führen. Wohl wird, wer einen großen, tief in sein Seelenleben eingreifenden Verlust erlitten, keines eigentlichen Gedentages bedürfen, sondern, ach! vielleicht stündlich ein Todtenfest in seinem Dergen begeben; aber das Gemeinsame, das jede Feier erst zur Feier macht, die Trauer des ganzen Landes um geliebte Tode haben ihre volle Berechtigung und berühren das wunde Herz fast wie Trost, wie liebevolles Mitempfinden.

In großen Städten wird man des Todtenfestes nicht merklich gewahr. Hier und dort sieht man wohl einige, in dunkle Gewänder gekleidete Frauen mit Kränzen oder Blumenkränzen; in den Schaufenstern der Gärtnere treten die kostbaren Sträuße und Blumensträuße für Primadonnen und fürstliche oder Millionärs-Bräute ein wenig zurück, um ernstlichen Todtenkränzen Platz zu machen; die Kirchen sind gefällter als sonst. Das ist Alles. Für den, der vom Todtenfeste nichts weiß, ist es wenig. Im kleinen Orte ist das anders. Die Bielen, die an diesem Tage den Weg zum Friedhofe wandeln, fänden dem Glücklichsten, der noch kein geliebtes Antlitz im Tode erstarrt gesehen, oder dem Leichtgefinnten, der schnell zu vergessen vermocht, die Feier für die Verewigten. Kaum ein Grab ist kränzelos, und wo ein unge schmücktes uns entgegenblickt, da handelt es sich wohl um die Erfüllung des Wunsches eines theuren Verbliebenen. Sparfamkeit oder andere Gründe kommen hier nicht in Betracht, denn gerade das Volk, das in kindlich naivem Glauben die Beerdigungshätte von dem Geiste des Entschwundenen umschwebt wähnt, liebt es, dieselbe zu zieren, wie die Verhältnisse es irgend gestatten.

Ach! wie manche Gestalt wird heraufbeschworen aus dem Schattenreiche an solch' einem Todtenfeste! Wie manche Mutter schließt im Dämmerlichte solch' eines Novembertages die thränenüben Augen und sieht im Geiste ihr vor Jahren begrabenes Kind wieder auf ihrem Schoße, meint, das holde Schelm mündchen plaudern zu hören, das volle, warme Gesichtchen an dem ihren zu fühlen! Dann, — ein Seufzer der Rückkehr in die Gegenwart, und das liebliche Bild ist entflohen, — die Todten lehren nicht wieder!

Was ist die Trauer um theure Verbliebene, die sich nur in leidenschaftlichen Schmerz-Ausbrüchen kund thut, in Trauergewändern, in geschmückten Grabstätten! Wohl manch' Einer wird betrauert, ohne daß Gewänder und andere äußere Zeichen von dem Schmerze des Ueberlebenden sprechen, ohne daß die Welt Zeuge wird thränenreicher Stunden, maßloser Hingabe an den Schmerz! Aber im stillen Kämmerlein rührt in bangen Nächten manch' eine Thräne, die selbst eiserne Selbstbeherrschung nicht zurück zu drängen vermocht, und in dem einsamen Herzen wird eine Grabstätte aufgerichtet, die allen Verheerungen der Zeit trogt, eine Grabstätte, zu welcher der Trauernde zurückkehrt aus dem Getriebe der Welt mit dem immer neuen und nie verlebten Gelübde der Treue gegen den Todten! An dieser Grabstätte wird Rechen-schaft abgelegt von den Gedanken und Thaten des Ueberlebenden, wird das eigene Handeln mit dem des theuren Dahingegangenen verglichen, wird mit Eifer und reiner Liebe nach-gestrebten Beispiele des edlen Todten!

Wer solche Trauer kennt, dem wird der Schmerz ein heiliger, der geht geläutert aus demselben hervor, dem sind seine Todten nicht todt, — sie leben ihm, so lange noch ein Athemzug seine Brust hebt, sie sind unsterblich!

Bei der Todtenfeier dieses Jahres mischt sich in die Trauer eines jeden Einzelnen noch die Trauer des Landes um die beiden ruhmreichsten Verbliebenen, um zwei Kaiser, die uns in schneller Folge der Zeit entrisen worden. Mögen sie ruhen, die beiden großen Todten! Und möge Friede einkehren in das Herz eines jeden Trauernden, Friede und die echte, wahre Trauer, welche erhebt und erlöst!

Deutschland empfangen. „Viva Guglielmo! Viva Germania! Es lebe der Verbündete Umberto!“ — Auch die römischen Damen werden von dem Enthusiasmus fortgerissen: tauelnde von weißen Tüchern flattern in der Luft. „Ein Lohengrin!“ hört man entzückt rufen. Die weiße Kürassier-Uniform, der blühende Helm mit dem Adler, der, im Sonnenlichte strahlend, an den Schwan der deutschen Sagenwelt erinnert, der leichte Wagen mit den vier schwarzbraunen, prächtigen Rossen, die Vorreiter im Sammetkostüm, — all das entflammt die süßliche Phantasie und erhöht die Begeisterung des Volkes. Die Equipage, die den Kaiser und den preussischen Gesandten beim Vatican, Herrn von Schloetzer, trägt, biegt in die Via delle Fontane ein und wird in dem inneren Hofe des Vaticanus, in dem Corile di San Damaso, von der vaticanischen Ehren-Palastwache mit Trommelwirbel empfangen. Außer diesen hundert Palastwächtern mit dem päpstlichen Banner, ist noch eine Schar von Gardarmen am Fuße der großen Treppe aufgestellt, wo auch Fürst Ruspoli, Meister des Sacro Desizio, Ceremonienmeister Monsignore Sinistri, Kammerer Graf Raschi und das Gefolge des deutschen Kaisers den Herrscher erwarten. Während die Soldaten die Waffen präsentieren, bietet Fürst Ruspoli dem Monarchen den Arm beim Aussteigen aus dem Wagen. Der Kaiser giebt dem Fürsten, wie dem Grafen Raschi die Hand, nimmt den Helm vom Haupte und steigt die große Treppe des Vaticanus hinauf, um wieder von anderen päpstlichen Würdenträgern empfangen und in die inneren Gemächer des Palastes geführt zu werden. . . .

Ein neuer Sturm der Begeisterung brach beim Erscheinen des Prinzen Heinrich los. Nicht enden wollte der Jubel bei der Rückkehr der kaiserlichen Karosse, welche wiederum ihren Weg durch die Leofstadt nahm und in rasender Geschwindigkeit über die Engelsbrücke und den Corso Vittorio Emanuele dem Quirinal zueilte. . . Die Nischen-Springbrunnen auf der kleinen Piazza Pia mit den plätschernden Wasser, um welche heute sicher wieder die schwärmenden Mädchen mit den kupfernen Säbeln stehen, haben zwar schon Jahrhunderte vorübertraffen sehen, aber noch nie einen ähnlichen Moment wie an dem Tage der Vatican-Fahrt Kaiser Wilhelms II.

R. Rumbauer.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

In Erwartung. Von A. Conadam. Siehe das Bild, Seite 193. — In Deutschland wird gewiss sehr viel gelesen, aber ebenso häufig ist das Buch doch nur ein Vorwand. Wir haben ein Buch vor uns liegen, wenn wir am Fenster sitzen und das Straßenleben beobachten, wir nehmen es mit, wenn wir uns zu einem einsamen Spaziergange auf den Weg machen, aber selbst, wenn wir es aufgeschlagen vor uns haben, denken wir noch lange nicht daran, wirklich zu lesen. Auch die junge Dame auf des Künstlers reizendem Herzbilde betrachtet das Buch, das sie mitgenommen, nur als decoratives Beiwerk. Sie hat ihre eigenen Gedanken, die ihre Seele bewegen, sie hat nicht nöthig, sich in diejenigen eines Fremden zu versenken. Wird er kommen? Selbstverständlich, denn man läßt ein so hübsches, junges Mädchen mit so energischen Zügen nicht vergebens warten. Aber warum jögert er? Was hält ihn auf? Und wenn er da ist, wie wird sich die Scene entwickeln? Das Alles sind Fragen, welche die junge Dame jetzt selbst noch nicht beantworten kann. Und gerade diese Ungewissheit erhöht ihre Spannung und Ungebuld. Die Spitze des Sonnenschirmes zeichnet Kreis um Kreis in den Sand, — ein unvorsichtiges Spiel, denn wenn er kommt, wird er an der Zahl der Ringe sehen, wie lange sie schon vor ihm zur Stelle war.



Nachdruck verboten.

Rückblick auf die Ausstellung zu Kopenhagen. — Die Kopenhagener Ausstellung dieses Jahres, welche zum ersten Male die Leistungen der drei nordischen Reiche Schweden, Dänemark und Norwegen vereint vorführte, hat an dieser Stelle bereits Gelegenheit gegeben, auf einzelne wichtige Zweige der daselbst vertretenen Handarbeiten hinzuweisen und besonders die eigenthümliche, in Stockholm geübte Technik eingehend darzulegen. Nachdem die Ausstellung geschlossen, darf uns wohl die weitergehende Frage beschäftigen, wie sich das Verhältnis der im Norden gepflegten weiblichen Arbeit zu den Arbeiten der übrigen Völker stellt. Für eine solche Betrachtung bot sich in Kopenhagen zum ersten Male ein hinreichend vollständiges und übersichtliches Material; auf früheren Weltausstellungen konnte man nie mit Sicherheit erkennen, was wirklich im Lande eingeführt, oder was nur als Paradestück in die ferne Weltstadt geschickt war.

Die enge Verbindung, welche unser Culturleben zwischen allen Staaten Europas geschaffen hat, macht es selbstverständlich, daß der größte Theil der Stickerien, Malereien und ähnlicher häuslicher Kunstarbeiten auf allen europäischen Ausstellungen ungefähr das gleiche Gepräge trägt. Was auf der diesjährigen Ausstellung die großen Ateliers von Kopenhagen ausgestellt haben, zeigt deutlich den Charakter der ganz Europa beherrschenden Mode. Die außerordentliche Verbreitung der Frauen- und Musterzeitungen wirkt sehr wesentlich in der Richtung einer allgemeinen Verschmelzung. Man arbeitet hier, wie überall, nach den Mustern der Renaissance, die man dem modernen Bedürfnis zu Liebe soweit umgestaltet, daß in vielen Fällen nur das künzliche Auge noch den Ursprung erkennt. Man sieht den Einfluß von Japan, man sieht das verständige Bestreben, über das Herstellen künstlicher Stücke hinaus zur wirklichen Verzierung großer Möbelstücke und Wandflächen zu gelangen. — Alles wie bei uns und unseren Nachbarstaaten.

Eine kleine Gruppe von Künstlern, Männern sowohl als Frauen, hat sich allerdings zusammengefunden, welche über das gewohnheitsmäßige Material hinaus zu höheren Kunstformen zu gelangen sich bestrebt. Die Danske decorations forening (dänischer Verein für decorative Kunst) hat sich einen abgeschlossenen Ehrenplatz auf der Ausstellung hergerichtet, in welchem der Verein seine Arbeiten zeigt. Hier werden vor Allem die

Stickerien bewundert, welche Frau Hansen (Gattin des bekannten dänischen Abgeordneten) mit erstaunlicher künstlerischer und technischer Leistungsfähigkeit ausgeführt hat. Die Arbeiten sind durchweg Blumenstudien, direct nach der Natur mit buntfarbiger Seide auf dunklem Grunde gefickt, wenig oder gar nicht arrangirt, hauptsächlich einzelne Pflanzen, am meisten in der Art, wie Dürer Pflanzenstudien zu zeichnen liebte, und in mancher Beziehung an japanische Werke erinnernd. Aber die japanischen Arbeiten erscheinen diesen Werken gegenüber eher noch stilisirt.

Hier ordnet sich die Stickerin so gut, wie sie irgend vermag, dem natürlichen Vorbilde unter, das sie aber so geschickt zu wählen weiß, daß es in seinen Hauptlinien doch im Wesentlichen den gegebenen Raum füllt. Vor Allem sind es die hochwachsenden Malven, die Strohrosen, die ihr zum Vorbild dienen, und deren seidiger Farbenschimmer mit erstaunlicher Sicherheit durch die Seidenfäden wiedergegeben wird. In der Wahl der Stiche herrscht natürlich vollkommenste Freiheit; jumeist ist eine halboffene Seide in Flockenfäden verwendet, doch ist natürlich jedes Material recht, welches die gewünschte Wirkung hervorbringt. Die Beobachtung und Geschicklichkeit in den Arbeiten ist groß genug, um die etwas gewaltsame Tendenz einer solchen Nadel-Imitation zu mildern. Jedenfalls liegt in diesem selbstständigen Vorgange ein bemerkenswerther Hinweis, wie sich die künstlerische Handarbeit unserer Damen durch ein energisches Studium der wirklichen Natur sehr erheblich bereichern und individualisiren läßt. Die sonstigen Stickerien in diesem Kunstverein haben mehr antiquarische Richtung; es sind ganze oder halbe Nachbildungen älterer Muster.

Aber auch bei den Holzarbeiten und Töpferarbeiten des Vereins finden wir dänische Frauen vielfach betheiligt. Für die Holzmalerei bietet die im Norden sehr ausgebildete Tischlerarbeit bäuerlich mittelalterlichen Stils eine heuame Grundlage; auf derartigen Flächen glatten Tannenholzes hat die erfindende Phantasie einen viel freieren Spielraum, als auf den eng abgegrenzten einzelnen Flächen eines im Renaissance-Stil durchgearbeiteten Möbels. Die einfache und billige Grundform derartiger Stücke fordert zum Schmuck durch Malerei geradezu heraus.

Weniger glücklich, als in diesen zum Theil sehr reizvollen Arbeiten, hat sich der Versuch erwiesen, für die Kunst-Töpferci die mehr oder minder dilettantische Kunstfähigkeit von Malern und Bildhauern beiderlei Geschlechts heranzuziehen. Es bestehen in Dänemark Reste einer bäuerlichen Töpferci, die auf einem Scherben von gewöhnlichem, leicht bildbarem Thon mit gemeinen Bleisuren arbeitet. Welchen Reiz derartige leichtflüssige, tiefleuchtende Glasuren von Braun, Grün und Gelb für das maulerisch gebildete Auge haben, das wissen Alle, die lebenden Auges über einen bäuerlichen Topfmarkt gegangen sind und lieber die einfach decorirten Stücke zum Schmuck ihrer Ateliers mit nach Hause genommen haben, als manches kostbare Gerath anspruchsvoller Fabriken. Der Gedanke erscheint sehr glücklich, ein derartiges Material einer künstlerisch gebildeten Hand zu überantworten, damit diese die Formen veredelt oder auch künstlerischen Einfällen freien Lauf läßt. Wir sehen hier das letztere Princip. Mit einer gewissen Absichtlichkeit beläßt man die bäuerlichen Grundformen des Geräthes und bemüht sich, irgend etwas recht Absonderliches in Zeichnung und Farbe darauf anzubringen. Es ist erstaunlich, in wie seltenen Fällen hierbei etwas Erfreuliches herausspringt. Etwas Leidliches wird fast immer nur erreicht, wenn sich der Zeichner damit begnügt, einige einfache Plattformen von breiter Zeichnung über das Gefäß zu legen. Sobald die Zeichnung eleganter wird, erweisen sich die Glasuren als zu plump, und fängt der Künstler gar erst an, zu modelliren. — So erscheint das, was im stumpfen Thon vielleicht wie eine geistreiche Skizze gewirkt haben mag, unter der Glasur, die alles fertig erscheinen läßt, plump und ungeschickt, wie aus Pfefferkuchen-Teig geknetet. Je höher die künstlerischen Ansprüche sind, um so schlimmer das Ergebnis. Und die Ansprüche gehen sehr hoch, bis in historische und religiöse Compositionen hinein.

Was Dänemark in der Ausbildung spezifisch nationaler bäuerlicher Kunststickerien leistet, ist aus gleichem Geiste entprossen wie die verwandten Arbeiten in Schweden und Norwegen, steht aber in der Ausdehnung hinter diesen Ländern sehr zurück. Dänemark erscheint in dieser Beziehung als der moderne europäische Staat; im Gegentheile hierzu hat die schwedische und besonders die norwegische Abtheilung durch die Ausbildung des nationalen Stils ein ganz eigenartiges Gepräge bekommen. In Schweden sowohl wie in Norwegen ist man während der letzten zwanzig Jahre auf die eigenartigen Handarbeiten aufmerksam geworden, welche sich in den weitab von aller Cultur belegenen nordischen Gebieten seit Jahrhunderten fast unberührt erhalten haben. Neben den einfachen Stickerien auf Leinwand findet sich hier noch eine Hausweberei auf uralten Geräthen, welche entweder ein richtiges grobes Wollgewebe oder auch gobelinartige Wirkereien herstellt. Alle diese bäuerlichen Arbeiten sind technisch unvollkommen. Auf dem groben Leinwandgewebe, das aus selbstgepönnelten Fäden auf dem Handwebstuhl im eigenen Hause hergestellt ist, setzen sich die Muster in blauen und rothen, walchicht gefärbten Fäden in scharf begrenzten Formen ab; in den Weben giebt die Verbindung einer leinenen Kette mit wollenen Schußfäden den Mustern ein besonders kräftiges Korn. Die gobelinartige Wirkerei hat dieselbe feste Gliederung, welche wir bei den Arbeiten der asiatischen Komadenvölker bewundern. Der Einfachheit der Technik entsprechen die Muster; sie gehen so gut wie niemals über das quadratische Gefüge hinaus, welches jeder Weberei und Stickerci zu Grunde liegt; sie folgen der Kreuzung des Fadens und beleben die Flächen mit einem anmuthigen Wechsel von Streifen, Punkten, Sternen, Kreuzen, Kauten und ähnlichen einfachen Grundformen. Die Möglichkeit des Wechsels ist in diesen Mustern eine unendliche. Ohne ernstliche Vorzeichnung läßt der Weber oder Sticker solche Streifen und Sterne nach Ueberlieferung und nach Gutdünken auf einander folgen. Je nach dem Vorrath der vorhandenen Wollknäuel wechselt er in Breite und Farbenstellung und erzielt unter allen Umständen etwas Harmonisches und dem Zwecke des Gewebes vollkommen Entsprechendes. Sobald aber die Arbeiterin, — es sind fast ausnahmslos Frauen, welche derartige Stücke herstellen, — über diese engen Grenzen hinauswill, wird es schwierig oder gar bedenklich. Einige ganz einfache Pflanzenformen lassen sich noch allenfalls in diese groben, edigen Linien hineinzwängen, man kann eine Art von offener und geschlossener Blüthe, eine Art von Knospe oder eine geknickte Pflanze herausbringen; aber nun ist es auch mit dem künstlerisch Wirkamen zu Ende. Der bäuerliche Weber geht in seiner Harmlosigkeit allerdings noch einen Schritt weiter und giebt Thier- und Menschenfiguren in gehackten Linien, so gut er es vermag; aber derartige Figuren wirken doch nur als Schaurre.

Dies ist das Material, dessen sich der Handarbeiters-Vennor

(Handarbeitsverein) in Stockholm bemächtigt hat. Gleich diesem entwickelt auch der Verein für Hausfleiß eine sehr segensreiche Thätigkeit. Ueberall auf den Dörfern und in den zerstreuten Gemeinden bilden sich Schulen, in welchen die Knaben wiederum das Schneiden führen lernen, den Korbweber nach alten Mustern betreiben oder einfache Papp- und Drechslerarbeiten zu Stande bringen, und in welchen die Mädchen zu nutzbringenden Handarbeiten hingeführt werden. Das Zusammenlegen geometrischer Muster aus kleinen Stücken bunten Zeugens, die man bei uns im vorigen Jahrhundert als Freundschaftsläppchen bezeichnete, wird aller Orten betrieben. Wichtiger aber sind die erwähnten einfachen Stickerien und Webereien. In diesen kommt dann noch die Knüpfarbeit, welche nach orientalischer Art Kissen-Bezüge, kleine Teppiche und dergleichen herstellt, eine Technik, die auch bereits in früheren Jahrhunderten ausgeübt wurde, bis die moderne Nachahmung sie verdrängte. Die vorhandenen Reste haben aber doch ausgereicht, um sie unter der Führung dieses sorgsamsten Vereins wieder neu erziehen zu lassen. Daß sich auch hier die Muster in einfachsten geometrischen Grenzen bewegen, versteht sich bei der Natur des verwendeten Rohmaterials ziemlich von selbst.

In den Abtheilungen der übrigen Länder, die in Kopenhagen ausgestellt oder eigentlich nur in den kunstgewerblichen Abtheilungen eine Art von Gastrolle gegeben haben, ist aus dem Gebiete der Frauenarbeit nichts Besonderes zu melden. Zu erwähnen wären höchstens die bäuerlich-russischen Arbeiten, welche in ihrem Charakter viel Verwandtes mit den nordischen Arbeiten haben, wie ja überhaupt aus einfachstem Material und einfachster Technik heraus zu allen Zeiten und zu allen Orten dieselben uralten Muster entstanden sind.

Julius Lessing.



Berlin. — Der hiesige Hülfswestern-Verein, dessen Oberin die Gräfin Kittberg ist, veröffentlichte kürzlich seinen Jahresbericht. Der Verein weist einen Kasseebestand von 252.22 M. auf und hat im abgelaufenen Rechnungsjahre eine Einnahme von 41,170.34 M. und eine Ausgabe von 40,918.12 M. gehabt. An Geschenken sind dem Verein, außer Geldbeiträgen, auch Möbel, Lebensmittel und dergleichen zugegangen. Der Jahresbericht, insbesondere die Tabelle „Pflegeelder“, liefert einen Beweis für die unverdrossene Opferwilligkeit, mit welcher die Schweftern auch in dem letzten Vereinsjahre ihrem schweren Berufe oblagen.

Auban. — Die Gemahlin des Lustspieldichters Gustav von Moser ist vor Kurzem hier selbst gestorben. Die Heimgegangene war die Besizerin des Rittergutes Hochkirch, auf dem Gustav von Moser eine Reihe von Jahren namentlich Schriftsteller vielfach als Gäste empfangen hat; sie war, wenigstens in früheren Jahren, seine fleißige Mitarbeiterin.

Wien. — Marie Freifrau von Koltanaky, die Witwe des großen Anatomen, welcher als Begründer des Ruhmes der Wiener medicinischen Schule verehrt wird, ist zu Wien im dreiundachtzigsten Lebensjahre verschieden. Baronin Koltanaky, eine Tochter des bekannten Regierungs-Commissars Cyrill Weiß, der sich während der französischen Invasion in Wien durch seine Energie und Geschicklichkeit, womit er die Interessen des Staates gegenüber den Anforderungen der französischen Generale wahrnahm, rühmlich hervorgethan, war eine durch ihre vielseitige geistige Begabung und Bildung hervorragende Dame. Eine herrliche Stimme, hohe musikalische Anlage und Schule stellten ihr eine glänzende Laufbahn als Sängerin in Aussicht. Sie war eine Schülerin Cicimara's, in dessen Unterricht sie sich mit den berühmten Sängern Sontag und Unger-Sabatier theilte, und wirkte mit Lablache, mit Tamburini und Donicelli in den von dem Kanzler Fürsten Metternich veranstalteten Concerten in hervorragender Weise mit. Die jugendliche Künstlerin, die schon damals eines bedeutenden Rufes sich erfreute, verzichtete jedoch auf die Vorbeere, die ihr die Kunst verhieß, und vermählte sich im April 1834 im Alter von achtzehn Jahren mit dem eben zum Professor der anatomischen Pathologie an der Wiener Universität ernannten Dr. Karl Koltanaky. Die Ehe mit dem um zwölf Jahre älteren Gatten war eine überaus glückliche. Marie Koltanaky, die auch bedeutende Sprachkenntnisse besaß, war nicht bloß die treue Gefährtin ihres gelehrten Mannes, dem sie sogar die Correctur der Druckbogen seiner denkwürdigen „Pathologie“ besorgte, sie war auch eine ausgezeichnete Mutter, die mit Liebe und Klugheit die Erziehung ihrer Kinder sorgfältig leitete. Sie hat ihre beiden älteren Söhne, den k. Hofopern- und Kammeränger Hanns Koltanaky und den Professor Victor Koltanaky, selbst im Gesange ausgebildet, und auch die beiden jüngeren Söhne, die Universitäts-Professoren Karl und Profop Koltanaky, mit großem Geschick während ihrer Jünglingsjahre bei ihren Studien geleitet.

London. — Die bedeutendsten Geschenke, welche die Königin Victoria zu ihrem Regierungsjubiläum erhalten hat und die sich gegenwärtig auf der Glasgower Ausstellung befinden, werden demnächst nach Schloß Windsor gebracht werden, wo sie im Vestibül in Glaskasten aufgestellt werden sollen. Die übrigen Geschenke werden in Osborne und in Balmoral eine Stätte finden. Das große Oelgemälde, welches die gesammte königliche Familie im grünen Saale des Schloßes Windsor darstellt, wird im Corridor dieses Palastes aufgehängt werden.



Nachdruck auch im Einzelnen verboten.

Wien. — Von äußerlicher Schönheit sind die neuesten, für Diner- und Soirée-Toiletten bestimmten Seidenstoffe, schwere Brocate im Voco oder Empire-Stil mit eingewirkten Gold- und Silberblumen. Sehr häufig erscheinen diese modernen Prachtgewebe mit breiten Streifen, deren einer reich mit Gold durchwoben ist, während der andere reizvolle Blumenentwürfe in buntem Chino aufweist, die sich bisweilen von einem sogenannten Fond perlé auf das Wirkungsvollste abheben. Als herrschende Farben gelten hier: Empire-Rosa und Empire-Grün, die jede für sich schön, vereint jedoch wahrhaft bezaubernd wirken!

Eine derartige, in einem der ersten Wiener Ateliers (W. Jungmann und Neffe) angefertigte Toilette trug beispielsweise die Herzogin

Duise von Coburg bei dem zu Ehren des Kaisers Wilhelm veranstalteten Hof-Concert. Diese herrliche, streng im Empire-Stil componirte Robe, in Empire-Rosa aus Satin-Duchesse mit langer, glatter Schleppe war auf das geschmackvollste mit rosa Größe nebst gleichfarbigen Streifen prächtiger à jour Stickerei garnirt und außerdem mit breiten, echten Spitzen besetzt. Die Taille, mit kurzen Aermelchen und schawlfartiger Drapirung von rosa Größe mit rosa Einfähen, wurde durch einen breiten Empire-Gürtel aus grauem, schwerem Moiré auf das Reizendste abgeschlossen.

Eine andere, für dieselbe hohe Dame bestimmte, äußerst große Toilette im Rococo-Stil bestand aus edlem Brocat, Marie-Antoinette (Apfelgrün und weiß, breitgestreift; mit Rosenknospen-Guirlanden in den weißen Streifen). Tablier und Panier waren aus weißem Größe geordnet und mit köstlichen, breiten Spitzen garnirt. Die Taille, mit halblangen, durch einen breiten Spitzen-Volant abgeschlossenen Aermeln, schmückte ein kunstvoll angeordnetes Plastron aus weißem Größe, das überaus anmuthig mit schwarzen, sich nach unten verzweigenden Sammetstreifen abgebunden war.

Paris. — Nicht das Theater Français, wie man glauben sollte, sondern die Bühnen des Gymnase und des Vaudeville-Theaters in Paris sind die eigentlichen Stätten, welche im Reiche der Mode den Ton angeben. Ein Blick auf die Toiletten einer ersten Vorstellung dieser Theater dürfte daher nicht ohne Interesse für unsere Leserrinnen sein. Wir führen ihnen einige Kostüme aus „Les femmes nerveuses“, einer Premiere des Gymnase-Theaters, vor. Die Haus-



Toilette, getragen von Fräulein Juliette Depoi, einer der elegantesten Darstellerinnen dieser Bühne, besteht aus wassergrüner, in demselben Tone brochirter Seide; dazu Schleifen, Gürtel und Schärpe aus etwas dunklerem Sammet. Der Aermel, bis zum Ellbogen weit und grazios gewunden, schließt von hier bis zum Handgelenk fest an.

Von außerordentlich gediegener Pracht ist die Promenaden-Toilette aus eisengrauem Sammet, über einem chinchillafarbenen, plissirten Taille-Rock, mit welchem der kostbare Ghindilla-Besatz wunderbar harmonirt. Schöne Passementerie-Knöpfe schmücken das reiche Kostüm. Leicht-

ter und grazioser ist die zweite Toilette dieser Art, deren Mantel aus granatroth und altgold schillerndem Taffet farbige Perl-Passementerie um den Hals und an der linken Seite des Rockes garnirt. Der Hut aber ist einzig in seiner Art und lockt ganz Paris in's Theater. Er besteht aus einem tiefgefalteten rothen Filzdeckel, auf welchem sich als Garnitur ein reizendes graues Käpchen mit rothem Halsband hingelagert hat.

Sind es Federn, ist es Pelz? fragt man beim Anblick eines Besatzes, der zu den weichen schmieglamen Wollstoffen dieses Winters und den mit ihnen meist zusammengestellten, in Kaschmir oder Sammet gestreiften Geweben so köstlich paßt. Weder Federn noch Pelz, lautet die Antwort, sondern volle Käpchen aus Hartgerippter, ausgefärbter Seide, die, genau mit der Farbe der Toilette übereinstimmend, deren Eleganz bedeutend erhöhen.

Nichts schwerer, als für die jungen Mädchen den passenden Straßenaugzug zu finden. Sie sind keine Kinder mehr und sollen doch auch noch nicht die Erwachsenen spielen; da gilt es vor Allem, die strengste Einfachheit festzuhalten, um die jungen Mädchen nicht frühzeitig zu kleinen Koletten auszubilden. Deshalb begünstigt man besonders die Tuche und Wollstoffe, welche in zweifarbiger Zusammenstellung ganz reizend wirken können, so z. B. als Rüsche-Rock aus sahblanem Foulé mit braunem Tuch-Überkleid. Letzteres erhält unsichtbaren Seitenschluß und bleibt darunter vom Taillenschluß abwärts offen. Kleine Achseltheile, braun abgebläutert, Marabout-Besatz und Passementerie-Schnüre geben ihm ein paletotartiges Aussehen, das den Mantel entbehrlich macht. Es ist dies ein Anzug, der besonders für die kleinen Pensionairinnen bestimmt ist, welche zum Weihnachtseste und anderen Feiertagen ihre Uniformen hinter den engen Schulmauern zurücklassen.



Für Knaben von 6-8 Jahren empfehlen wir den sorgfältigen Müttern das nebenstehende, ganz besonders hübsche Paletot-Kleid aus schwarzem Sammet mit rosa Seidenfutter und Jodelbesatz. Letzterer ist nur bescheiden angebracht, als Abschluß der schrägen, unten in eine Art Falte auslaufenden Schlußvorrichtung und zur Aermel-Garnitur. Die weiße Stickerei-Verzierungen kann beliebig ganz fehlen. Eine ähnlich hübsche Zusammenstellung bildet saphirblauer Sammet und Ghindilla. Die mit einem Reiterhut geschmückte Toque muß mit dem Paletot-Kleidchen übereinstimmen.

Sehr praktisch für Schulknaben, und den unbequemen Aermel-Rüsteln vorzuziehen, ist das aus drei Kragen und einem Capuchon zusammengesetzte Kleidungsstück. Man verfertigt dasselbe aus grobem wasserdichten Tuch oder aus dem Stoffe des Anzugs, in welchem Falle für den größten Kragenteil ein Planell-Futter notwendig ist. Trägt man noch derbe gestrickte Gamaschen hinzu, so ist der Knabe vollkommen warm und gesundheitsgemäß eingehüllt.



Handarbeiten

Kadendruck auch im Einzelnen verboten.

Ein neues, für Häfelarbeit besonders geeignetes Material bietet sich in einer viertheiligen offenen Seide, deren einzelne Fäden entweder mehrere Töne einer Farbe oder verschiedene Farben zeigen, sobald sie zusammen in fortwährend wechselnder Buntheit schillern. Nach dieser Wirkung trägt das Fabrikat den Namen „Changegant-Seide“. Kopftücher oder Shawls, darin mit losen Nadeln ausgeführt, sind von höchster Eleganz; auch empfiehlt sich die Seide, mit Zephyrwolle gemischt, zur Herstellung von Mädchen Pantoffeln, Tschühen etc. Effectvolle Farbensmischungen dieser Seide sind Hellvordeng mit Altblau, Oliv mit Zimmtbraun, Helloliv mit Rosa und Hellblau etc. Die Seide ist auf Karten gewickelt; eine 10 Gramm Seide enthaltende Karte kostet 1 Mark. (Siehe Bezugsquellen.)



Wirtschaftliches

Kadendruck auch im Einzelnen verboten.

Neben der großen Menge trefflichen Wildes, neben Hasen, Rehen, Frischlingen etc. ist jetzt auf den Märkten auch jenes feine Geflügel zu finden, das als auserlesenste Delicatsse gesucht wird. Unter demselben nehmen Krammetsvögel, Schnepfen, Reb- und Haselhuhn, Vireo und Auerhahn die ersten Stellen ein, und es sollen nachstehende Recepte verschiedene Bereitungsarten derselben angeben. Als Braten vorzüglich, werden namentlich die erstgenannten Vögel zu Pasteten, Salmis, Gratin mit Vorliebe verwendet, und obgleich sich diese Schüsseln durch die erforderlichen Ingredienzien, zumeist durch die nur ungern entbehrten Trüffel, ziemlich theuer stellen, wird man sie im eigenen Haus wesentlich billiger bereiten können, als sie beim Koch oder Delicatseshändler zu haben sind. Was für das Wild im Allgemeinen gilt, ist auch für das wilde Geflügel zutreffend; es soll dasselbe nie sofort verwendet werden, sondern muß einige Tage in kühler Zugluft hängen, um die erforderliche Zartheit und seinen eigenthümlichen Geschmack zu erlangen, den die Franzosen haut gout nennen, ein Geschmak, bei dem allerdings der persönlichen Viehhaberei Rechnung getragen werden muß, und der nie in's Extreme gehen darf.

Gratin von Schnepfen. — Gewöhnlich nimmt man zu dieser Schüssel die kleinste Schnepfenart, die Becassine, die man rüpst, fengt und vorsichtig aus den Knochen löst, indem man längs des Rückens einen Schnitt durch's Fleisch macht, es in einem Stück von dem Gerippe löstrennt und dabei die Flügel und Beinchen auskühlt. Ist dies geschehen, so bereitet man eine Farce von 1 Kilo Kalbsleber, die man würfelig geschnitten, mit einer Zwiebel, etwas Salz und einem Stück guter Butter auf dem Feuer steif werden läßt. Gefaltet, wird die Leber mit den Eingeweiden der Schnepfen fein gewiegt, in einen Napf gethan, mit zwei einge-weichten, gut ausgebrühten Milchbroden, 250 Gramm Butter, Salz, Pfeffer und 2 Eigelben tüchtig durchgerührt und durch ein Haarsieb gestrichen; auch giebt man, — wenn Trüffeln zur Verfügung stehen, — die geriebenen Schalen derselben in die Farce. Nachdem nun die innere Seite der ausgeflossenen Fleischstücke mit dieser Farce bestrichen wurde, füllt man sie wieder zusammen, sodah sie die Form der Schnepfe annehmen, und umgiebt sie mit einem Streifen mit Butter bestrichenen Papiers, dessen Enden mit ein wenig Kleister über einander gefleht werden. Auf diese Weise werden sie vor dem Auseinanderfallen bewahrt; dann läßt man sie rasch in Butter auf dem Feuer steif werden. Inzwischen bereitet man von 1/2 Kilo Mehl, 1/2 Kilo Butter, 2 Eiern, Salz, 1/2 Tassen Wasser einen mürben Teig, tollt von diesem einen Boden in der Größe der für den Gebrauch bestimmten Schüssel aus, setzt einen, einen halben Finger dicken, 2 Zoll hohen Rand herum, knifft ihn mit dem Kneipfeisen bunt, bindet ihn mit einem festen Papierstreifen, füllt ihn mit Erbsen und läßt ihn im Ofen zu goldgelber Farbe baden. Ist dies geschehen, so werden die Erbsen entfernt; an ihre Stelle wird die Farce hinein gestrichen und auf diese werden im Kranz die Vögel gelegt, sodah dieselben nach innen ein wenig eingedrückt sind, nach außen aber über den Teig fort sehen. Mit Speckbarden und Papier bedeckt, wird der Gratin in einer Viertel-

stunde gar gebacken und schließlich mit einer Sauce gefüllt, die von Schwingel, mit Bouillon der ausgeflossenen Schnepfenknochen, Rothwein und Trüffeln bereitet wurde. Die ebenfalls in Bouillon gekochten Köpfe steckt man mit der Schabelfische feinstreht in die Vögel und giebt den Gratin heiß auf die Tafel.

Eine ganz vorzügliche Pastete von Krammetsvögeln wird in derselben Weise bereitet; die Vögel werden auf die gleiche Art aus den Knochen gelöst, mit der nämlichen Leberfarce gefüllt und schichtweise mit letzterer und mit ganzen Trüffeln (die in etwas Wein zuvor weich gedünstet wurden) in einen mit Speckschiben ausgelegten Pastetentopf gepackt. Nachdem die Vögel 1 1/2 Stunden lang im Wasserbade im Ofen gebacken worden, giebt man die Pastete, erkaltet, mit zerlassenem Schweinefett aus, verlegt den Topf und bewahrt ihn an kühlem Orte zu beliebigem Gebrauche. Es ist diese Verwendung der Krammetsvögel namentlich da zu empfehlen, wo dieselben im Herbst oft in so großen Mengen gefangen werden, daß man keine augenblicklich genügende Verwendung für sie findet. Ebenso eignen sie sich für Conserven. Gerupft und mausgenommen läßt man sie zu diesem Zwecke etwa fünf Minuten in Butter anbraten, packt sie dann in Büchsen von Blech, übergießt sie mit so viel zerlassener Butter, daß dieselbe die Vögel bedeckt, verfährt die Büchsen und kocht sie eine Stunde im Wasserbade. Zum Gebrauche geöffnet, brätet man die Krammetsvögel mit einigen Wachholderbeeren in feischer Butter braun und giebt sie als Beilage zu Sauerlohl, Teltower Rippen etc. Auch ist die Butter, in der sie aufbewahrt werden, sehr wohl zum Vertochen geeignet; nur wird man gut thun, sie zuvor noch einmal auszulassen und zu klären.

Rebhühner-Käse. — Es können hierzu auch ältere Vögel verwendet werden, die zum Braten nicht mehr recht geeignet sind; man schneidet das Brustfleisch derselben mit dem gleichen Gewichte von Lustspeck fein, wiegt beides und streicht es durch ein Haarsieb. Ebenso werden die Knochen und Keulen im Mörser fein gelohen, worauf man sie mit einem Stück Butter, mit ein paar Zwiebeln, Chalotten, einer Scheibe mageren Schinken, Champignons und Trüffelshalen langsam ansfochen läßt. Nun giebt man einen reichlichen Löffel Schwingel, ein Glas Rheinwein und einen Theelöffel Fleisch-Extract hinzu, läßt das Ganze zu einer dicken Sauce verdicken, streicht sie durch ein Sieb und mischt die rohe Farce darunter. Mit einem Zusatz von Parmesan-Käse, dem nöthigen Salz, einigen Eigelben und Pfeffer verrührt, füllt man die Masse, — mit Trüffeln untermischt, — in eine mit Speckschiben ausgelegte Form, bedeckt sie oben ebenfalls mit Speck und läßt sie im Ofen eine Stunde im Wasserbade kochen. Erkaltet, stürzt man den Käse, entfernt den Speck und schneidet seine Scheiben, die, mit Aspice garnirt, auf die Tafel gegeben werden.

Salmi von Haselhuhn. — Sauber vorbereitet, werden die Hühner, mit Speck umwickelt, saftig gebraten; dann löst man die Brüste in Hälften aus, entfernt die Haut und kocht die Knochen und Fleischabfälle, nachdem sie gestoßen, mit Bouillon, dem los gelösten Bratenfatz, einer Zwiebel, zwei Kellen und etwas Rothwein etwa eine Stunde, giebt die Brühe durch ein Sieb, entfettet sie und läßt sie zur Hälfte einkochen. Nun giebt man die genügende Menge Schwingel, das mit Ruderfarbe gebräunt wurde, zu der Sauce, schmiedt sie mit Rabeira ab, preßt sie, wenn sie fein genug ist, durch ein Tuch und legt die gebratenen Bruststücke der Haselhühner hinein, die indessen nur heiß werden, aber nicht kochen dürfen. Kranzförmig auf der Schüssel arrangirt und mit gebratenen Semmel-Crontons oder Fleurons von Blätterteig verziert, giebt man die Sauce, die durch Trüffeln noch gewinnt, in die Mitte; auch können außer den angegebenen Bruststücken die oberen Theile der Keulen zu dem Salmi genommen werden, nur müssen sie weich und saftig sein, was bei Haselhühnern nicht immer der Fall ist. Uebrigens sind auch Krammetsvögel zu der gleichen Zubereitung geeignet.

Briefmappe

Kadendruck auch im Einzelnen verboten.

Fragen.
 Käse aufzubewahren. — Wie werden Wall- und Haselnüsse, nachdem sie gerernt worden, behandelt, damit sie trocken und ihr Aroma dauernd behalten? B. G.
 Marmorbüsten zu reinigen. — Auf welche Weise werden Marmorbüsten am besten gereinigt? A. v. K. in Posen.
 Marinirte Forellen zu conserviren bezw. zu verlesen. — Wie kann man marinirte Forellen längere Zeit conserviren, und auf welche Art werden solche zur Verwendung in frischem Zustande verpackt? Jeanette d'A. in R. (Bosnien).

Antworten.
 (Auf die betreffenden Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)
 Uhl für Mädchen aus höheren Ständen (176). — Ein Uhl für unbemittelte Beamten-Töchter ist das Rother-Stift zu Berlin, woselbst Damen unentgeltlich oder nach Zahlung einer vereinbarten Summe Aufnahme finden; doch herrscht allerdings eine starke Nachfrage. Ebenso giebt die Kaiser-Wilhelm-Stiftung jährliche, einmalige oder wiederkehrende Unterstüßungen. Für Töchter corporirter Kaufleute bietet das Friedrich-Wilhelm-Victoria-Stift, das anlässlich der Silber-Hochzeit des Kaisers Friedrich und seiner Gemahlin gegründet wurde, ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Heim. A. W.
 Gras zwischen Pflastersteinen auszurotten (168). — Folgendes Recept ist von mir wiederholt erprobt worden: Man löse 5 Kilo gebrannten Kalk in 60 Liter Wasser auf, sehe dem Gemisch 1 Kilo Schwefelblüthe hinzu und begieße das Gras mit der Mischung. G. M. J. in Straßburg.
 Alte Adonnetin in Baden. — Ihr Interesse an der altpfälzischen Feinweberei gericht und zu ganz besonderer Genugthuung. Da Sie unsere Publicationen so aufmerksam verfolgen, so können Sie auch die Fälle von deactigen Mäusern, welche die Illust. Frauen-Zeitung von Berlin fort und fort darbietet. Die erschienenen Muster sind dann früher von der Redaction der Nebenwelt in „Mappen für Feinweberei“ I-IV gesammelt worden. Neue Verlagen bringt das Extra-Blatt Nr. 23, welches der Nr. vom 26. November beigegeben wird.
 A. S. in Stuttgart. — Sollte nicht die Italienische Stiftungsgesellschaft in Wien dienen können? Wir lehren dieselbe in der Nr. v. 18. Mai d. J. Die Werkzeugkasten, welche vorerf. verpackt werden, enthalten sehr auch das Goldmesser und das Messer. (Siehe Bezugsquellen.)
 Bezugsquellen: Stoffe für Gesellschafts-Toiletten, Seite 159; B. Jungs-mann u. Kette, Wien, Stadt, Albrechts-Platz 5. — Changegant-Seide für Häfelarbeiten, Seite 200; J. Cullina, Frankfurt a. Main, Kaiserstraße 8. — Verzeichnisse zur Italienischen Stützergeldung (Seite 6 R. 50 F.); Josef Weber, Waisen, Canton Bern, Schweiz. — Gedächtnis und farbige decorirte Metallarbeiten, Seite 166 R. vom 23. Sept. d. J.; Metall-Gegen: H. Meißner, Berlin 8, Prinzenstr. 101; — Regeller: P. Reichel, 89, Kauerbergstr. 89; — Montiren der Platten: G. Blumhagen, W. Roggebergstr. 25; — Benzinlad: J. v. Darnisch, W. Postdammerstr. 22.
 Zu dieser Nummer gehören zwei Beiblätter und ein Modenbild.